



MARCHIVUM

MANNHEIMS ARCHIV
HAUS DER STADTGESCHICHTE
UND ERINNERUNG



MARCHIVUM Druckschriften digital

**Neue Mannheimer Zeitung. 1924-1943
140 (1929)**

493 (23.10.1929) Abendblatt

Die moderne Stadt als Gesamtkunstwerk

Von Dr. G. B. Hartlaub, Direktor der Städtischen Kunsthalle

Eine moderne Stadtverwaltung ist, nicht anders als dies bei Reich und Ländern der Fall ist, zunächst einmal ein riesiger „Kunstbau“, in dem es darauf ankommt, Einwirkungen und Ausgaben miteinander in Einklang zu bringen. Ein Blick in den städtischen Voranschlag, wo die gesamten städtischen Einnahmen und Ausgaben in alphabetischer Reihenfolge mit all ihren Nebensächlichkeiten aufgeführt sind, wie unendlich vielfältig die Aufgaben sind, die auf dem Rathaus bewältigt werden müssen. Da steht das Gaswerk neben dem Nationaltheater, die Feuerwehr neben dem Schlachthaus, die Wasser- und Abwasserreinigung neben der Schlachthaus, noch profanere Anstalten öffentlicher Drogen — sagen wir neben der Städtischen Kunsthalle. Alle fordern sie ihr Recht und für die städtischen großen Kolonnen, die sich hier im Nebeneinander verschiedener städtischer Bedürfnisse erheben können, darf ein „Stadtwater“ keinen Sinn haben, will er sie alle gleichmäßig ernst nehmen. Parlament und Beamtenschaft der Stadtverwaltung sollen alle diese mehr oder weniger gut begründeten und geräuschvoll angemeldeten Ansprüche nun einmal bestehender und sich immer noch erweiternder Einnahmen und Werke gegeneinander abstimmen, sollen mit überlegenem Urteil über die größere oder geringere Wichtigkeit entscheiden, sollen kulturelle und materielle Forderungen zu einer Art von Frieden bringen — alles das nach den diktorischen Forderungen des allein herrschenden „Staats“.

Es wieder einmal ein Kunstwerk, liegt der fertig durchgearbeitete und bewilligte Voranschlag vor, so mag das verantwortliche Stadtoberhaupt das Geschehen, das er in Einklang gebracht hat, gelegentlich mit einem Gefühl anschauen, das dem eines Künstlers nicht ganz fern scheint. Er hat das „Ganze“ im Auge gehabt und hat es zu einer „Gestalt“ zu bringen versucht!

Immerhin solche Darmouille, solche Gestalt ist mehr kaufmännisch-kontrolliert bedingt und die Abstimmung der Teile gegeneinander beruht nicht auf künstlerischen, sondern auf wirtschaftlichen Kompromissen und Zugeständnissen verschiedenster Art, bei denen das Parteipolitische keine geringe Rolle spielt hat. Die verwaltungsmäßige und „überparteiliche“ Darmouille hat zuletzt doch wohl mit dem Organismus eines Kunstwerkes wenig zu tun, sie ist ein halbwegs mechanischer Notbehelf — wenigstens dem Führer einer Stadt gewiss ein höheres Ziel vor Augen schwebend bleibt.

Wenn wir hier dennoch die Aufgaben moderner Stadtverwaltung mit künstlerischen Aufgaben vergleichen, so denken wir also weniger an solche rechnerischen „Baubüchereien“, ja nicht einmal an das — oft gewiss an künstlerischem grenzenlose — Vermögen der Stadtoberhäupter in der Menschheit. Partei- und Gruppenbehandlung, in der fast eleganten Verwaltung komplizierter Verwaltungsapparate, sondern an ein beherrschendes, greifbares — und dies, was wir jetzt meinen, liegt künstlerischer Gestaltung viel näher, ist ihr tatsächlich vergleichbar.

Was kann künstlerisch sein an einem Stadtganzen im engeren Sinne? Nun alles, was zu Auge und Ohr spricht in der Gesamtheit dieser Stadt und was in dieser Sprache Ausdruck und harmonische Einheit zu geben vermag! Es ist nicht schwer, hier das Gesamtgebiet der Stadtverwaltung, Hoch- und Tiefbau, einschließlich der Parks- und öffentlichen Gartengestaltung nachzuweisen, so kann die denkmalpflegerische und künstlerische Baukontrolle, wie sie zu den rein polizeilichen Bauverordnungen hinzutritt, ferner das städtische Werkwesen in seinem heute so wichtigen Ausbau, die Gestaltung der öffentlichen Plätze und endlich, neben der sichtbaren die „stehende“ Öffentlichkeit: Das Theater und Musikwesen, soweit es der kommunalen Verwaltung unterliegt.

Aber auf dem Gebiet der städtischen Gesamtkunstwerke ist eine Stadt kann die Vereinheitlichung und Abstimmung nur mit dem Willen zu einem „Gesamtkunstwerk“ angeht werden, um den bestimmten Richard Wagner'schen Terminus zu bedienen: Gesamtkunstwerk für Auge und Ohr. Hier genügt es nicht, alle einzelnen Aufgaben getrennt

beamtenschaftlich nebeneinander zu verwalten, sondern sie als funktionale Einheit zu begreifen und zu dieser Einheit bemüht zu sein. Mag man da ruhig von Zentralismus sprechen: er ist gut und wünschenswert, wenn neben allen praktischen Rücksichten doch ein gewisses Künstlerium in ihm waldet, wenn nicht der Beamte, sondern der Mensch als Führer hinter ihm sichtbar wird. Wir wissen alle, daß es nicht darauf ankommen kann, private Initiativen auch nur im geringsten zu beeinträchtigen; ganz im Gegenteil: daß eine Stadtverwaltung alle Begabungen, die die privaten Berufe aufweisen, bemüht zu fördern und wirtschaftlich zu stützen, fast alles Einzelne möglichst an sich ziehen zu wollen. Um aber aus dem Stadt-Ganzen ein Gesamtkunstwerk zu machen, wie es ja nicht nur künstlerisch sondern auch verkehrstechnisch, sozial und hygienisch dringend nötig erscheint, muß sich ein solcher Anspruch und private Unternehmungslust dem Ganzen unterordnen. Unendliche Erziehungsaufgaben, weitaufgehende Konfliktmöglichkeiten gegenüber einer immer noch so bürgerlich-individualistisch gesplittelten Gesellschaft liegen hier vor, aber sie lassen sich nur bewältigen, wenn die Stadtverwaltung nicht aus „Dienststellen“ und Beamten besteht, sondern aus Menschen, die ein Gefühl für die hohe gestalterische Führeraufgabe haben, die ihnen heute zufällt.

Wir haben bei dem oben Angeführten vor allem an die Aufgabe der Hochbauämter und Baupfleger gedacht und an ihre Beziehungen zur Privatarchitektur und deren Auftraggeber. Wiederholen wir es, daß die Gesamtplanung, Stadterweiterung bis zum Siedlungsgebiet hinaus nicht nur grundrisslich, sondern auch architektonisch, nicht nur Stadt- und Straßensystem angeht, sondern auch die Gestaltung und Führung von öffentlichen Bauten hat. Denn städtische Bauten ist heute ein kollektives, bis zu einem gewissen Grade namentlicher Vorgang (die Stadt Karlsruhe hat vor kurzem bei der Entschaffung der Dammerschloßsiedlung ein vorbildliches Beispiel gegeben). Architektonisches Denken geschieht heute in großen und großen Einheiten. Das Haus, sei es privat oder öffentlich, bildet in dieser Einheit gleichsam nur einen Baustein. Die Einheit aber des öffentlichen Stadtbildes sieht nicht der Privatunternehmer, sondern das Amt und die hinter ihm stehende gesamte Stadtverwaltung. Kein Zweifel, daß diese Stellen daher heute eine auch moralische und künstlerische Autorität haben müssen, vergleichbar der bewacht planenden und führenden Stellung der Fürsten im Zeitalter des Absolutismus. Ganz folgerichtig hat eine Stadtverwaltung, insbesondere eine Stadtoberhaupt, heute nicht nur eine Direktverwaltungsstelle, sondern eine repräsentative Funktion und gerade diese Repräsentation verlangt in all ihren Veranstaltungen wiederum eine einheitliche Führung, die nicht ohne Kunstgefühl möglich ist und die daher bei den „autonomen Stellen“ eine formale Kultur voraussetzt, wie sie früher in den Häusern nicht immer zu Hause war.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die anderen großen Verwaltungsbereiche der Stadtverwaltung auch nur flüchtig darzustellen. Wir nennen ja schon das Museum und die Sammlungen in möglichster vielfältiger Ausbildung vollenden eine schön und vernünftig gebaute Stadt erst zur rechten „Schaubühnenstadt“ und erhöhen damit ihre Werbewirkung — auf diese Art schließlich wieder auch im wirtschaftlich nützliche Gebiet der Verwaltungsaufgaben „verdrängt“. Und welche kunstvollen und komplizierten Übergänge bestehen im faktischen Stadtganzen vom Museum mit seinen heutigen vielfachen Aufgaben zu anderen Bildungsinstitutionen, Vortragshörsälen, Bibliotheken, Akademien! — wobei wir unverschieden schon von der künstlerischen zu der erzieherischen Gesamtaufgabe der Stadtverwaltung gelangt sind. Wir erwähnen auch schon das Musik-, das Theaterwesen, Gebiete, in denen die Stadtverwaltung eine ungeheure Verantwortung hat und das heute schon ein so wichtiges, das kraftvolle Initiativeweisen beweisen muß: ist es doch, die über die zu berufenen Führer des Theater- und Musikwesens zu entscheiden hat und die damit das künstlerische Gesicht und Gehör einer Stadt auf lange Zeit hinaus prägen vermag, aber auch verberben kann!

Eine Stadt ist heute zunächst gewiss ein Wirtschaftsorganismus und die Verwaltung hat dem wirtschaftlichen Gebiete ihrer Bürger zu dienen. Aber neben ihrer inneren wirtschaftlichen Struktur besitzt diese Stadt auch eine Gestaltung und nicht zuletzt ist es diese Gestaltung gerade, welche auf die Gestalt, auf das schöne, ansehnliche Gange gehen muß. Stadtverwaltung ist vorbildliche und führende Tat, deren letztes Ziel nur noch den Vergleich mit Künstlerium und Kunstwerk gestattet.

Städtische Nachrichten

Das Entzünden der festlich Geladenen zur Einweihung der neuen Schnellbahn der OEG sollte im Blätterwald ein volles und langweiliges Echo gefunden. Die erste Woge hat auch das Publikum vor Ständen über die Verwirklichung der so lange gehegten Idee aber die eingetretenen Mängel hinweggesehen. Wodan sind vergangen und nun ist es anders. Wenn Sie einmal kostenlos in ein Theater wollen, in dem technische Beispiele aufgeführt werden, dann rate ich Ihnen, sich — am besten Samstag abends — an den Bahnhofs OEG an der Friedrichstraße zu begeben. Personen des Speis sind teils das Publikum, teils Eisenbahnpersonal: Schaffner, Ober-Schaffner, ein Kontrolleur, ein Führermeister. Als Szene der genannte Wag, auf dem gelbe Personenwagen, B-Friedrichswagen und Schnellbahnwagen hin- und hergeführt werden.

Die Beamten sind des öfteren der Mittelpunkt eines aufgeregten Diskurs Menschen. Jeder fragt, am Ende weiß keiner etwas. — Aus einem bereitstehenden Eilzug (der schon lange wartet. Auf was?) kürzen plötzlich die Leute heraus, weil es scheint, als ob da drüben der andere Zug vor diesem abfahren wird. Ein Augenblick Geduld. — Im hellen Stationsgebäude debattieren der Ober-Schaffner, Führermeister und Kontrolleur. Man sieht es nur an den bewegten Mienen und Händen. Endlich fährt ein Zug hinaus. Und die Fahrgäste des anderen ergeben sich laut oder ruhig in das Unabänderliche: Warten — Warten.

Am Sonntag abend brauchte der 22.00 Uhr in Neckarhausen abgehende Zug 15 Minuten bis Mannheim Friedrichsbrücke. In Neckarheim mußte alles ausbleiben und etwa 100 Meter bis zum Stationsgebäude über schlecht beleuchtetes Bahngelände gehen. Nach einiger Zeit kam ein Zug ebenfalls von Neckarhausen her und hielt, wie der andere, weit draußen vor dem Stationsgebäude. Nach Mannheim du Sinne eilte! — Jegts ging wieder zurück — der ganze Menschenstrom, teils lachend aber spöttelnd, teils schimpfend. Das Publikum, das ebenfalls viel traurig ist, warte heißt: Warten Sie, daß die OEG so richtig verfährt? Ich habe jetzt dreimal mitgespielt als Fahrgast, ich habe es aber fast, wenigstens bis dieses Stück von dem Spielplan abgesetzt ist. Aber auf mich kommt es ja schließlich nicht an. Lix.

Eine Gehirnvergiftung erlitt gestern die 8 Jahre alte Tochter eines Feuerwehmannes, die in der Ritterstraße gegen einen Personenwagen sprang, wobei sie zu Boden stürzte. Das Kind wurde in das städtische Krankenhaus verbracht.

Wer hat den Unfall beobachtet? Am 17. Okt., vormittags kurz vor zehn Uhr, wurden eine Frau und ein Kind von einem von der Breitenstraße nach J 1 und H 1 einblehenden Personenwagen schwer verletzt. Augenzeugen wollen ihre Anschrift der Kriminalpolizei, Schloß, Zimmer Nr. 197, mitteilen.

Zusammenstoß. Ein 20 Jahre alter Radfahrer fiel gestern nachmittags an der Straßenkreuzung N 1 und M 2 mit einem Personenkraftwagen zusammen. Er stürzte dabei zu Boden und trug eine Gehirnerschütterung und einen Nasenbruch davon. Der Verletzte wurde nach dem Allgemeinen Krankenhaus verbracht.

Die Junkhändler bei Siemens

Eine vorbildliche verkaufsfördernde Veranlassung hatte die Mannheimer Siemensverwaltung am gestrigen Dienstag getroffen. Sie hatte ungefähr 200 Junkhändler aus ihrem Verwaltungsbezirk in das Kasino des Mannheimer Siemenshauses geladen, um sie über wichtige Verkaufsfragen und die Neuerwerbungen der Siemens-Galste K.-G. aufmerksam zu machen.

Direktor Weigt, der das Präsidium führte, erzielte nach kurzen Begrüßungsworten, in denen er einen Vertreter der Reichspost sowie die Presse und die Wiederverkäufer willkommen hieß, dem Werbe-Ingenieur Heiden-Berlin das Wort zu seinem Vortrag über

„Praktische Werbung und Werbemittel“

In lebhafter, humorvoller Weise machte Herr Heiden seine Junkhändler zu fesseln. Wollte es doch ein Thema zu behandeln, das selbst lebendig genug ist: Propaganda in jeder Form. Er ging zunächst in großen Zügen auf die Funktion der Siemenswerke in den Verkaufsförderungen ein, um dann auf das wichtigste Werbemittel, die Zeitungsreklame, zu kommen. Die Zeitungs-Propaganda ist die wichtigste von allen Propaganda-Formen. Das auch die Junkhändler die Zeitungs-Propaganda für die richtige hält, geht aus einer Kundfrage hervor, die Siemens vor kurzem unter seiner Junkhändlerchaft veranlaßte. Die Punktbewertung zeigte eine starke Bevorzugung der Tagespresse vor allen anderen Werbemitteln. Deshalb wird man den Junkhändlern immer wieder empfehlen, auch selbst zu inserieren und bestmögliche Rhythmen auch in den kleinsten Formaten zur Verfügung. Die Siemens-Werke selbst haben in Erkenntnis der großen Bedeutung der Tagespresse über 100 Zeitungen mit Anzeigen belegt und inserieren zuletzt unter dem Schlagwort „Die guten Werke für jedes Heim“, indem sie die bisher für Protos entfallende Propaganda vor den Wagen der Radioreklame spannen. Die den Junkhändlern von Siemens zur Verfügung gestellten Rhythmen sind psychologisch geprüft und erprobt. Sie lassen sich in einem Baum für einen Vertreterplatz frei. Man solle dabei auf eine gute Platzierung Wert legen und als Entscheidungstage den Sonntag wählen. Der Zeitungsreklame macht und liebt, ist fortgeschritten und für fortgeschrittene Menschen sind die Junkhändlergeräte bereitgestellt. So macht Siemens über seine Reklame für sich hinaus eine Propaganda für den Rundfunk überhaupt und erfüllt dadurch eine Kulturpflicht von größter Bedeutung. Der Junkhändler ging dann noch auf weitere Werbemittel ein, die neben der Zeitungspropaganda ebenfalls wirksam sind.

Der zweite Vortrag des Herrn Dr. Konrad-Berlin betrafte über die vielen von den Siemenswerken herangebrachten Rundfunkgeräte und den Zuhörer, sowie über das

Interessante Problem der Störungsbeilegung.

Das ja auch in Mannheim aktuell ist. Nachdem man sich lange darum bemüht hat, die Störungen in den Rundfunkgeräten zu beheben, ist es jetzt gelungen, den Störstrahlen wirksam entgegenzutreten. Durch Bildüber wurden verschiedene derartige Apparate angelegt.

Ueber die Knodenbatterie unterrichtete die Anwesenden Oberingenieur G. Wenzel-Spanbau, der zum Ausdruck brachte, daß die Zeit für Knodenbatterien durch das Aufkommen der Regenerie noch lange nicht beendet sei, daß im Gegenteil eine erhöhte Produktion stattdessen. Er wies dann auf die Vorteile der von seinem Werk hergestellten Knodenbatterien gegenüber Fabrikaten, die nach einem anderen Prinzip hergestellt werden, hin. Auch hier begleitete Instruktor Witzbilder die Worte des Sprechers. Den Schluss bildete eine Filmvorführung, die einen interessanten Nebenblick gab über die Siemenswerke, die sich von einem 1947 noch 25 Arbeiter beschäftigenden Betrieb zu einem Werk mit 100000 Werksangehörigen emporgeschwungen haben. Die gewaltigen Fabrikanlagen mußten infolge ihrer Größe in Flugschüssen aufgenommen werden. Der Film illustrierte auch eine Reihe von einzelnen Arbeitsvorgängen, die erkennen ließen, mit welcher Präzision dort gearbeitet wird.

Am häuslichen Herd

Geleitet von Jo Haas Adler

Mund hat eine Frau. Er hat sie schon dreißig Jahre. Und noch ein Bißel. — Einmal Tages wird es ihm zu hart. Er schimpft wie ein Kolibri über das Uebelchen am häuslichen Herd. Seine Ausdrücke sind nicht gerade die vornehmsten.

„Deine Frau kann einen dauern“, wagt sich Renner ein.

„Stimmt“, brüllt Haas, „sie kann einen auch dauern. Nämlich zu lange.“

„Du langweilst mich“, gähnte die Frau.

„Wieso?“ meinte da der Mann, „ich rede doch kein Wort.“

„Ich möchte gern wissen“, was meine Frau über mich wirklich denkt.“

„Das kannst Du doch leicht erfahren.“

„Wie denn?“

„Sag Dir mal auf ihren neuen Out.“

Die Haushälterin hat Wäsche. Große Wäsche. — Sie wäscht den ganzen Tag. Schleppt Kisten, schöpft Wasser, windet und wringt.

„Gute Nacht“, rief sie, während sie den Hofentlassen. Guck zu.

„Kannst Du denn Deiner Frau nicht bei der Wäsche helfen?“

„Ich tue mehr als genug“, brummt Haas, „sie wäscht an der Wäsche höchstens zwei Tage, und ich muß sie dann sechs Wochen wieder schmutzig machen.“

Männel ist verheiratet. Schwer verheiratet. Seit vierzehn Jahren.

„Sie lernen lebt noch ruffisch, französisch und englisch, Männel?“

„Ich muß“, meinet Männel traurig, „ich muß. Mit einer Sprache allein werde ich mit meiner Frau nicht mehr fertig.“

„Schimm und Schamm haben geheiratet vor einem halben Jahr. Treffen sie.“

„Ach, Schwarm Schimm, meine Frau ist ein himmlisches Wesen.“

Schimm Schamm: „Da hast Du Glück gehabt. Meine lebt noch.“

Fleisch kragt Senge. Von der Fleischer. Mit der nackten Lamie mitten ins Gesicht.

„Kragt Fleisch“, Das eine kann ich Dir sagen: dazu habe ich damals von Deinem Vater nicht Deine Hand erbeten.“

Männel hat heute früh geschubet. Wie schneidet. Männel bleibt im Bett und schneidet. — Mittags tritt die Frau zu ihm: „Männel, sei nicht böse, aber Dein Hutten beunruhigt mich. Ich habe telefoniert, ohne Dich zu fragen, und jetzt ist er da.“

„Na schön. Dann laß den Rest eintreten.“

„Welchen Rest? Der Lebensversicherungsdogent ist draußen.“

„Mann, Du rauchst den ganzen Tag. Das ist ein Gift, das Dich langsam tötet.“

„Na und? Soll ich etwa Detonationswegen Arsenik nehmen?“

Paul heiratet Pauline. Die Zeit vergeht, und die Frau bleibt. Sie ist schon neun Jahre geblieben.“

„Vor sechs Jahren haben sie zum erstenmal miteinander geschwätzt und vor vier Jahren sich zum erstenmal mit Wobbelhänden beworfen. Heute nehmen sie Kochlöffel, Bratpfannen, Handgläser, Stiefel und Kofferwerkzeugen. Was für gerade findet.“

„Ach Paul“, hat Pauline einen sentimentalischen Tag, „wo ist die schöne Zeit hin, da wir uns noch mit Weibchen Weibchen beworfen?“

Kerzchen führen eine glückliche Ehe.

„Wir sind in allem einig“, erzählt Kerzchen, „nur in einem war es schwierig: Meine Frau trinkt sehr gern Tee und ich lieber Kaffee.“

„Das ist doch nicht schlimm. Du trinkst Ihre Frau eben Tee, und sie lassen sich Kaffee kosten.“

„Das wäre zu teuer. Aber wir sind und beide entzogen bekommen: es wird früh Tee gekocht, aber ich muß ihn nicht trinken.“

Greifenalter

Von John Galsworthy

Deutsch von Vera Schall

Er lauchte aus der Dunkelheit auf, ließ auf mich zu und sprach leise: „Kommen Sie zu meiner armen Mutter, Herr; kommen Sie zu meinen armen Eltern!“

Es war Mitternacht und es schneite, im Licht der Straßenlaterne sah der Mensch, der mit dieser sonderbaren Bitte an mich herantrat, zerlumpt und verblüht aus.

„Sie wohnen Gold Street 22; kommen Sie doch hin, Herr! Mrs. James White — meine arme Mutter verhungert.“

„In England verhungert niemand.“

„Kommen Sie doch hin, Herr; was ich Ihnen sag, ist die heilige Wahrheit. Sie sind alt, Sie haben nichts zu essen, Sie haben gar nichts.“

„Was, ich komme.“

Er streckte den Kopf vor, um sich zu vergewissern, daß er recht gehört habe; dann machte er kehrt, ohne etwas zu sagen, und ließ wieder die Straße hinab. Seine Gestalt verschwand in der Dunkelheit, und der Schnee aufgetaut war...

Gold Street mit den kleinen grauen Häusern, deren Türen immer offen stehen, mit den Mannschaften voll Reichtum, darin die Kinder spielen!

„Mr. und Mrs. James White?“

„Hinter im ersten Stock. Mr. White? Weißt!“

„Mein Hund bejammerte die Hand des Mannes, die anders noch als seine Hände zu Hause, und bald erschien ein alter Mann. Er sah und miträufelnd an, und miträufelnd erwiderten wir seinen Blick.“

„Mr. James White?“

„Ja wohl.“

„Gestern abend hat mich jemand, der sich als Ihr Sohn bezeichnete, Sie aufzusuchen.“

„Kommen Sie herauf, Herr!“

Das Zimmer hatte keine Tapete und war nicht mehr als zehn Fuß im Querschnitt; es enthielt ein Doppelbett, aber dessen schmalyge Maträtze ein

Dunkelbrauner Dampf ausgebreitet lag; einen Raum ohne Feuer; einen Kochtopf, der jedoch leer war; zwei Tassen, eine oder zwei Blechbüchsen, keinen Löffel, ein Messer und einen Beißel, eine Blechschüssel, ein paar Photographien und zerlumpte Kleider — alles schwarzlich und altertümlich.

Auf einem Holzstuhl vor dem Kamin sah ein alte Frau, deren braunes Gesicht über und über mit Runzeln bedeckt war. Ihr Haar war weiß, sie hatte kleine hellbraune Augen und auf der Nase eine Brille. Um die Brust hatte sie einen schmutzigen Schal gebunden; aus diesem, einem alten Stock und einer Art Unterjacke schien ihre ganze Kleidung zu bestehen. Am Tischlinger der linken Hand trug sie einen breiten, goldenen Ring. Es waren zwei Stühle vorhanden, und der alte Mann setzte den anderen für mich zurecht, nachdem er ihn mit seinem Kermel abgewischt hatte. Mein Hund lag da, die Schnauze auf den Fußboden gedrückt, denn der Anblick und der Geruch der Armut erregten sein Mißfallen.

„Es geht Ihnen wohl schlecht?“

„Ja, Herr, sehr schlecht.“

„Wie er so auf dem Rand des Bettes sah, konnte man sehen, daß sein Gesicht infolge unzureichender Nahrung grau und fahl geworden war; sein spärliches Haar und sein schütterer Bart waren angegraut, ein schweißsamer Mensch, der lange gelitten und in dessen Augen Sorge und Not jeden anderen Ausdruck verdrängt hatten.“

„Wie sind Sie in diese Lage geraten?“

„Der Winter ist schnell und dazu hab' ich keine Arbeit.“

„Ein Mädchen kam von der alten Frau am Kamin: „Vater kann arbeiten, Herr; er kann arbeiten.“

„Ja, ich kann arbeiten; ich kann jederzeit den ganzen Tag arbeiten.“

„Ich möchte, Sie sehen nicht danach aus.“

„Seine Hand atterte heilig und er bemühte sich, es zu verbergen.“

„Es ist hier etwas kalt; aber ich hab' mich immer noch warm.“

Das Mädchen der Frau Klang schon vertrauensvoller:

Ludwigshafen a. Rh. als Schwesterstadt Mannheims

Von Oberbürgermeister Dr. Dr. Weiß-Ludwigshafen

Nationalisierung ist heute in der Industrie das Gebot der Stunde; Staatsübernahme lautet das entsprechende Wort bei der Verwaltung. Im Rahmen dieses Themas wird häufig hingewiesen auf die Doppeltätigkeit Hamburg-Altona, Elberfeld-Garmen und gemeinlich auch auf die Schwesterstädte Mannheim und Ludwigshafen als in die Augen springende Beispiele, wo eine Verwaltungsvereinbarung zweifelslos einzuwirken habe. Bei Elberfeld-Garmen ist tatsächlich die Vereinigung erfolgt. Hamburg und Altona trennt vor allem noch die Stadtgrenze. Wie steht es mit Mannheim und Ludwigshafen? Welche Beziehungen bestehen zwischen beiden Städten? Darf man Mannheim und Ludwigshafen in einem Atemzuge nennen mit Hamburg und Altona, mit Elberfeld und Garmen? Ich möchte hier verneinen. Bei Mannheim und Ludwigshafen ist es nicht nur die Landesgrenze, die trennt. Hätte diese vor 100 Jahren nicht bestanden, so wäre heute die Vereinigung der vereintlich untergeordneten linksrheinische Vorstadt Mannheims. Die Mannheimer sind unter diesen Umständen unentwickelt geblieben, läßt sich schwer sagen, steht auch hier nicht zur Debatte. Heute ist jedoch die Tatsache festzustellen, daß sich hier zwei Städte an beiden Ufern des Rheins entwickelt haben, von denen, trotzdem sie häufig mit gewisser Verehrung als ein Wirtschaftsbereich angesehen werden, trotz steter Wirtschaftstendenzen doch jede ihr eigenes Gepräge, ihr eigenes Gebiet aufweist.

Dabei muß ohne weiteres ausgesprochen werden, daß die sehr viel jüngere Schwester Ludwigshafen bei weitem nicht die Selbstständigkeit und Selbstbehauptung, die Kultur und den Charakter der Älteren erreicht hat; immerhin ist die Jugendfrage und auch Ludwigshafen hat heute eine Selbstständigkeit erreicht, die es kaum gerne anfragen würde, falls einmal die Landesgrenze verschwinden sollte. Dazu kommt, daß der Rhein in diesem Falle immer noch fast trennend wirken würde; er würde vor allem ein Auseinanderreißen der beiden Charaktere der Städte sehr lange verhindern. Diese Verschiedenheit der beiden Städte ist vor allem wirtschaftlich begründet.

Wenn auch Mannheim und Ludwigshafen in vieler Hinsicht als ein Wirtschaftsbereich gelten können, so gehen doch Mannheimer sehr wohl der Handel, die Schiffahrt, der Verkehr, das Gewerbe, während Ludwigshafen vorwiegend Industrieort ist. Die wirtschaftliche und damit die soziale Struktur beider Städte ist verschieden. Unter diesem Gesichtspunkt wäre es fraglich, ob eine politische Vereinigung beider Städte eine Rationalisierung bedeuten würde, d. h. ob eine zentrale Verwaltung angesichts dieser Verschiedenheit nicht das Richtige und zweckmäßigere erkennen und die entsprechenden Maßnahmen rational durchzuführen könnte.

Herr Kollege Dr. Helmreich hat einmal bei einer Sitzung der Badisch-Rheinischen Verkehrsvereinsung zum gleichen Thema ausgeführt, daß eine „deutsche Stadt“ nicht mehr als etwa 300.000 Einwohner zählen dürfe, andernfalls würde die Verwaltung die Probleme mit der Einwohnerzahl verwickeln und damit sei die Gefahr einer ungewollten Zentralisierung gegeben. Eine politische Vereinigung Ludwigshafens mit Mannheim könnte er daher nicht anerkennen. Dem ist hierauf beizufügen, daß diese Fälligkeitnahme der Verwaltung mit allen Zeichen der Beschränkung, mit allen Zeichen der Stadt im Falle Mannheimer Ludwigshafen eben noch durch den Rhein erschwert würde, da ja nur eine Brücke die hoffentlich bald wesentlich erweitert werden wird beide Städte verbindet. Die tatsächliche Unterteilung beider Städte macht es heute im höchsten Grade schwierig, ja fast nicht unmöglich, noch weitere Brücken anzulegen. Die Verkehrsmittel, die sich bei Rheinverhandlungen einer Veränderung heute an Stelle von Ludwigshafen mehr oder weniger entwickelt hätte, wäre zweifellos trotz geringerer Bedeutung als die

heutige Stadt der chemischen Großindustrie durch mehrere, wenn vielleicht auch kleinere Brücken mit Mannheim verbunden.

Reicht also Ludwigshafen nicht als ansehende Braut Mannheims mit vorläufig noch unbestimmter Aussicht auf Trauung, so doch als junge heranwachsende Schwester — Schwester beizutreten einander ja nicht — die gerne dort, wo es kommt, Arm in Arm mit der Älteren wandert und gerne Hand und Fuß, wie dies ja unter leidlichen Umständen manchmal vorkommen soll, vermischt.

Diese geschwisterliche Liebe ist aus vielen Gründen und bei vielen Anlässen berechtigt und notwendig. Ist es immer die gemeinsame Not, die zu einer Kräftegemeinschaft zwingt. Der Verlust des gemeinsamen Hinterlandes trifft beide Städte hart. Durch den Versailler Vertrag sind beide Städte jetzt Grenzland. Das kommt namentlich der industriellen Entwicklung; denn die Industrie liebt es nicht, sich hart an der Reichsgrenze anzusiedeln. Ist auch eine Abwanderung der Betriebe als solche bisher nicht eingetreten, so doch eine Abwanderung von Verwaltungen großer Werke.

Aus diesen der Grenzlage Mannheims und Ludwigshafens entsprechenden Verhältnissen rücken andere Städte herbei. Frankfurt ist ein harter Konkurrent unserer Wirtschaftsbereiche, fernher hat Stuttgart ebenfalls zum Rhein Mannheims in den letzten Jahren einen mächtigen Aufschwung genommen. Der Straßburger Osten rückt mächtig empor, im höchsten Grade gefördert von der französischen Regierung, namentlich mittels einer bedeutenden Tarifpolitik der Eisenbahn, während die deutsche Reichsbahn zum besonderen Nachteil Mannheims und Ludwigshafens die Umgehungsstrecke 1920 aufgeben hat. Dazu kommt, daß die allgemeine Not in Deutschland auf allen Gebieten zu schärfer Konkurrenz geführt hat. Auch die Städte finden sich gegenseitlich in höherem Grade als vor dem Krieg den Rang abzufahren, sei es durch Umstellung von Industrie oder durch das Vordringen des Fremdenverkehrs der eigenen Stadt zu haben. Wie bei der Industrie dieser scharfe Konkurrenzkampf zu umfangreichen Konzentrationen und sonstigen Bindungen geführt hat, so findet man auch bei den Städten, wenn auch weniger ausgeprägt, Interessen- und Kräftegemeinschaften.

Mannheim und Ludwigshafen sind als Nachbarstädte getrieben gezwungen, angesichts der gegebenen Verhältnisse ihre gemeinsamen Interessen auch gemeinsam wahrzunehmen. Zunächst sind es auf dem Gebiet des Verkehrs und der Wirtschaft solche Probleme, deren Lösung Ludwigshafens Schuler an Schuler mit Mannheim erörtern muß. In erster Linie ist hier die Erschließung der Rheinbrücke zu nennen, an der beide Städte gleichmäßig interessiert sind. So haben sich denn auch die Verwaltungen, Handelskammern und Verkehrsvereine beider Städte mit gleicher Energie um diese wichtige Angelegenheit angenommen, nicht ohne Erfolg.

Auf den Älteren Gebieten des Verkehrswesens sind die Fragen der Tarifpolitik und der Stadtplanung, die Mannheim und Ludwigshafen in die gleiche Front zwingen. Doch ergeben sich hier auch schon Gegenstände, die aber nicht unbedingt überbrückt werden können. Auf dem Gebiet des Flugwesens hat Mannheim-Heidelberg-Ludwigshafen gemeinsam in die deutschen Luftverkehrslinien eingebettet durch die Beteiligung an der Badisch-Rheinischen Luft-Linie L.R., die einen gemeinsamen Stützpunkt der drei Städte in Mannheim unterhält.

Wie bereits erwähnt, haben sich alle Städte Deutschlands nach dem Kriege mit besonderem Nachdruck der Förderung des Fremdenverkehrs gewidmet. Auch Mannheim ist eifrig bemüht, die Augen der Fremden auf seine Schönheiten und Sehenswürdigkeiten zu lenken; nach jüngsten Berichten über die Hiffen des Fremden-

verkehrs sind diese Bemühungen nicht vergeblich gewesen. Auch zahlreiche Tagungen, Kongresse größeren Umfangs haben in diesem Sommer in Mannheim stattgefunden. Hier haben Mannheim und Ludwigshafen nicht in Konkurrenz, sondern durch Ludwigshafens seiner älteren Schwester diesen Erfolg. Ludwigshafen ist seine Fremdenverkehrsarbeit und wird es auch in absehbarer Zeit nicht werden. Der Fremde, der Ludwigshafen besucht, hat geschäftliche Interessen. Und auch hier ist Mannheim sogar häufig der Ausrichter, da Ludwigshafen noch nicht über genügend Hotels verfügt.

Immerhin trifft auf Ludwigshafen eine gewisse Fremdenverkehrsarbeit, und zwar verliert es Freunde aus der näheren und weiteren Umgebung weitgehend zu einem Tagesbesuch Ludwigshafens oder zu hier stattfindenden Veranstaltungen einzufließen; seit es den schönen Oberpfalz besitzt, der selbst in der Mannheimer Presse einmal als einer der schönsten und geschicktesten Vorposten Deutschlands genannt wurde, ist dieses Bestreben berechtigt und auch nicht erfolglos. Der neu errichtete Pfalzdamm ferner legt Ludwigshafen in die Lage, sich um Tagungen und Konferenzen zu bemühen. Wenn dann die Hotels nicht ausreichen, stellt eine außerordentliche Hilfsleistung der Privatämter zur Verfügung. Weicht auch in dieser Hinsicht eine gewisse Konkurrenz mit Mannheim, so hat doch beide Städte bemerkt, dieser die beide Städte abzugewinnen. Namentlich Ludwigshafen fordert die Besucher seiner Tagungen auf, auch der Schwesterstadt Mannheim einen Besuch abzustatten und umgekehrt. Mannheim schmeidet dabei freilich etwas bitter ab; denn der Besucher Ludwigshafens wird gerne und freudig die benachbarte Heroldstadt kennen zu lernen suchen, während der Mannheimer Tagungsteilnehmer die ihm wenig interessanten dortigen Industriekunde Ludwigshafens häufig bei den süßlichen Weinen der Gegend vergißt, wenn er überhaupt das besetzte Gebiet verläßt.

Auch bei den Veranstaltungen, die in beiden Städten stattfinden, hat diese Bemüht, einander nicht ins Wege zu kommen. Aus der Badisch-Rheinischen Verkehrsvereinsung, einem lockeren Zusammenschluß aller Städte und Gemeinden eines Gebietes der früheren Kurpfalz zur Behandlung gemeinsamer Verkehrsfragen, hat sich die Städtegemeinschaft Mannheim-Heidelberg-Ludwigshafen, die wiederum die wichtigsten Vertreter der Konferenz darstellt, herausgebildet; diese Gemeinschaft hat sich vor allem als Ziel gesetzt, durch regelmäßige Aussprachen und rechtzeitigen schriftlichen Austausch der vorerwähnten Daten für Veranstaltungen, Reisebeschreibungen wichtiger Orte, Preisverleihen usw. unter den drei Städten zu verhandeln, mit anderen Worten: Aufstellung gemeinsamer Wettbewerbskampfe. Der edle Wettbewerb um die Gunst des Publikums wird natürlich bleiben.

Auf rein wirtschaftlichem Gebiet sind es vor allem der gemeinsame Verkehr der Straßenbahn, die gemeinsame Verlegung von Strom und Gas, die eine feste Annäherung Mannheims und Ludwigshafens gebracht hat.

Auf kulturellem Gebiet sind die Beziehungen zwischen Mannheim und Ludwigshafen ziemlich einseitig; d. h. Mannheim. Es auch heute noch in hohem Maße der gebende Teil. Das reiche kulturelle Ludwigshafens hat freilich seine Rolle und hat sie noch heute, die dringend notwendigen Einrichtungen auf anderen Gebieten zu schaffen, die eine städtische Bevölkerung verlangt. Was sich in anderen Städten im Laufe der Jahrhunderte organisch entwickelte, das mußte in Ludwigshafen erst von heute an morgen unter vielen Opfern und großer Anstrengung geschaffen werden, oft mußte man überhaupt verzichten. Das unter diesen Umständen Kunst und Wissenschaft zu tun kamen, ist klar. Der Ludwigshafener Bevölkerung kam aber der Mangel an

Bibliotheken, Museen, Theatern, Orchestern wohl nie so hart zum Bewußtsein, da man eben im nahen Mannheim Ersatz finden konnte.

Obbierkauf der Badischen Landwirtschaftskammer

Dienst an Käufer — und Verkäufer

Seit vor dem Kriege veranstaltete die Badische Landwirtschaftskammer in Mannheim und andere Orten Siedens Verkäufe von Qualitätsobst, die großes Ansehen beim kaufenden Publikum fanden. Seit drei Jahren hat die Bad. Landwirtschaftskammer diese Einrichtung wieder aufgenommen und heute morgen begann im renovierten Saal des „Rapehofs“ der Westliche Obstmarkt. Heute und morgen sollen im Ganzen 500 Zentner dieses Tafelobst verkauft werden, bei der außerordentlichen Nachfrage — die bereits heute einlegte — ist beabsichtigt, den Obstmarkt noch einmal im November zu wiederholen. Wie sehr das Publikum auf diesen Obstmarkt ist, beweist die Tatsache, daß zum großen Teil dieselben Kunden, wie in den letzten Jahren kommen und das gleiche Obst verlangen.

Durch besondere Richtlinien wird Gewähr für einwandfreie Verpackung und Qualität geboten. Die prämierten hochwertigen Sorten müssen auch angemessene Preise finden und so ist das Best der Landwirtschaftskammer zugleich Dienst am Verkäufer, dem Produzenten. Die Preise für den heutigen Markttag betragen sich von 8 A aufwärts, bis zum feinsten Tafelobst, das 19 bis 20 A pro Zentner kostet.

Die diesjährige Ernte ist reichlicher, wie die des Vorjahres, daraus konnten auch die Preise niedriger gehalten werden. Die Kaufleistung teilte Herr Bialer von der Landwirtschaftskammer Karlsruher.

* Teilnahme von zwei Hochstaplern. Endlich ist es gelungen, ein lautes gelächtes Hochstapler- und Herdcherepaar dingfest zu machen. Es handelt sich um einen gewissen Dollinger und seine Freundin Maria Sommerer, die jahrelang in Schweden schwand herumtriefen und schwere Strafergebnisse erlitten. Von ihnen wurden u. a. auch die Städte Mannheim, Ludwigshafen und andere süddeutsche Orte, sowie die Gegend von Metz, Schmarsow und Oberrhein heimlich. Die unterhalten ihren sehr luxuriösen Lebenswandel mit Geldbeiträgen und Urkundenfälschungen. Zum Schluß verließen sie sich auf Garmersfeld, die darin bestanden, das sie wertvolle Sachen von Geschäften im Haus bringen ließen. Der am Hauseingang lebende Dollinger hing die Waren ab, worauf das Paar dann das Weite suchte. Im ganzen werden gegen die beiden Schadenersatzansprüche und Geldforderungen bis zu 100.000 Mark geltend gemacht. Die Verhaftung dieses Paares erfolgte in Wuppertal.

Veranstaltungen

* Volkshochschule Mannheim. Anlaß der Tagung der Volkshochschule für soziale Reform in Mannheim sprach der Generalsekretär der Volkshochschule, Prof. Dr. Ludwig Fiedl, über die Bedeutung der Volkshochschule und über die Aufgaben der Volkshochschule in der Gegenwart. Die Volkshochschule ist ein Institut, das die Volkshochschule der Gegenwart ist.

* Sinkender Untergang eines französischen Schiffes auf der Saar. Ein französisches Schiff, das sich auf der Saar befand, ist untergegangen. Die Ursache ist noch unbekannt.

* Übungen bei Saarbrücken. 21. Okt. Am Sonntag abend gegen 11 Uhr wurde auf der Saar ein französisches Schiff, das sich auf der Saar befand, untergegangen. Die Ursache ist noch unbekannt.

„Vater ist ganz gesund, Herr; o, der kann arbeiten. Nur weil ihm jetzt sein Fräulein fehlt und die Kette so arg ist, hat's ihn so vergenommen.“
„Wie alt sind Sie denn?“
„Vater ist einunddreißig, Herr, und ich auch. Nur zwei Monate Unterpfand zwischen uns — nicht mehr, Vater?“
„Gutgläubiger Sie, Mr. Wille, aber ist bei der großen Konkurrenz viel Aussicht vorhanden, daß man noch in Ihrem Alter Arbeit bekommt? Was sind Sie eigentlich?“
„Anreicher, Herr; nehme jede Arbeit an — ich bin nicht wählerisch. Wenn die Zeiten gut sind, gibt mir Mr. Williams was zu tun, aber der Winter —“
„Vater kann arbeiten, Herr; o, der kann arbeiten!“
„Dreihundertzig Jahre war ich in Arbeit bei ein und dreißig Jahren, dreihundertzig Jahre.“
„Wie viel verdienen Sie?“
„Dreihundertzig Jahre — bis sie das Geschäft aufgeben haben.“
„Aber der weiche Herr —?“
„Mit dem Herrn doch Antons! Vater ist so langsam, Herr.“
„Bei Gott in John Street — dreihundertzig Jahre. Nun haben sie's aufgegeben.“
„Wie lang ist das schon her?“
„Drei Jahre.“
„Und wie haben Sie sich seitdem durchgeschlagen?“
„So recht und falsch, wie's eben geht — hat's gewöhnlich im Sommer was zu tun — wie's eben geht.“
„Sie dürfen's Vater nicht abel nehmen, Herr. Warum erzählt's ihm das denn nicht? So recht und falsch durchgeschlagen. In Jahren Sie leben, Herr — alles ist verflucht.“
„Sie fahre mit der Hand über den Rand, und ihr Geschick dreht sich diesmal noch vertrauensvoller als sonst.“
„Schreckliche Dinge haben wir in diesem Zimmer ausgelebt, Herr, inredlich! Ich sprech nicht gern davon, das können Sie mir glauben.“
„Und bei diesem so kühlen Wetter, wobei Sie heimlich mit der Hand über den Rand laßt, ichen es, als ob alle diese Verden die beiden alten Leute in hoffnungsloser Einsamkeit hinter sich verflucht hätten. Ihre Schicksale hätten.“
„Ora Schweigen trot ein; mein Dutz (stoch mit

den Augen; Herr, wie sind lang genug hier gewesen; ich rieche hier sein Vater; es dreimt hier sein Vater!“
„Die Kette muß für Sie bei diesem Wetter schrecklich sein, nicht wahr?“
„Mir bleiben, so lang es geht, im Bett, Herr, um und warm zu halten, verheßen Sie — um und warm zu halten.“
„Der alte Mann, der auf der schwarzen Haut eines Bettel's ist, nicht.“
„Aber wie ich (siehe, haben Sie ja keine Deden.“
„Alles verflucht, Herr — alles verflucht!“
„Haben Sie während jener dreihundertzig Jahre nichts sparen können?“
„Ja, aber die Familie, Herr — die Familie! Vier Söhne und zwei Töchter; er hat nie mehr als dreißig Schilling die Woche verdient. Er hat immer den Lohn bekommen — Vater hat mir immer den Lohn bekommen.“
„Ja, hat nie getrunken.“
„Vater ist ein nüchternen Mensch; und jetzt ist er alt, Herr er kann arbeiten, Herr; der kann arbeiten.“
„Aber können Ihnen Ihre Söhne nicht helfen?“
„Einer ist tot, Herr, am Heber gestorben. Und einer — wie welfen Finger brachten die Eltern —, ich nicht ganz —, Sie verheßen schon, nicht ganz —,“
„Wie meinen Sie das, welchen ich gestern abend sah?“
„Er ist nicht ganz — selbden er Soldat war. Einmal —, Wieder berichte sie die Eltern.“
„Und die beiden anderen?“
„Warte Söhne, Herr; aber große Familien, verheßen Sie, die können nicht —“
„Und die Töchter?“
„Eine ist tot, Herr, die andere verheiratet, nicht hier.“
„Haben Sie denn gar niemanden, der Ihnen helfen kann?“
„Der alte erwiderete schwermütlich: „Nein, Herr, niemanden haben wir.“
„Vater kann die Sachen nicht recht erklären, Herr — laß mich — mit dem Herrn teilen! Um die Wahrheit zu sagen, wir haben uns nie helfen lassen, Herr; es ist nicht unsere Gewohnheit, andere Leute zu betrogen mit —,“
„Der alte Mann frag wieder an:

„Der Verein hat unsere Sache untersucht; da ist der Brief, weil ich nichts gepostet habe, wären wir nicht würdig genug, unterpfand zu werden, so recht's drin. Alles, was ich gepostet hab, ist in diesem Jahr draufgegangen, ja noch mehr; was hab' ich auch sparen können, bei meinen fünf Kindern!“
„Nein, Vater hat nichts sparen können; er hat sie ordentlich ertragen — er hat nichts sparen können. Es ist nicht unsere Gewohnheit, andere Leute zu bitten, Herr; das haben wir nicht im wollen — Warten's gar nicht.“
„Ja! Sie wissen doch, man sollt jetzt Altersvorsorge machen?“
„Der alte entgegnete langsam:
„Ja, das ist was gehört — aber ich kümmer' mich nicht um die Welt!“
„Vater ist niemals im Wirtschaft gelassen, Herr, niemals.“
„Aber Sie haben doch Ihr Wahlrecht abgegeben?“
„Ein Vögeln erlösen auf seinen Lippen und verschwand wieder; und mit diesen Worten, das nicht einmal ironisch war, küßte er sein Urteil über die Jahrhundert, die ihn dort gelassen hatten, wo er nun stand.“
„Ja, hab' mich nie darum gekümmert. Ich hab' das lieber bleiben!“
„Und wieder küßte er. „Ich werd' schon langst gestorben sein, bis die Welt an mich kommt, das weiß ich.“
„Aber der Winter ist erst zur Hälfte vorbei. Was wollen Sie denn nur anfangen?“
„Ja, Herr, ich weiß wirklich nicht, was wir anfangen sollen.“
„Wenn Sie die Sonne gründlich überlegen, glauben Sie nicht, daß Sie im — im Armenhaus besser auskommen wären?“
„Schweigen.“
„Sie wissen doch, daß — daß es dort ganz dekadent ist und —“
„Schweigen.“
„O, ist ja keine — keine Schande dabei oder —“
„Schweigen.“
„Er erhob sich und ging zum Rhein hinüber, und mein Hand, dadurch aufgebracht, beschleunigte seine

„Doch, du hast ausgedient“, schrien er zu sagen, „und doch, wo die hingehört, dann wird dich mein Herr nicht so beladen brauchen und nicht seine Zeit vergeuden, die mir gehört.“ Und auch er erhob sich, kam auf mich zu und legte die Schlinge auf mein Antlitz: „Wenn ich einmal alt bin, Herr, wie ich du doch weiter für mich sorgen — das ist ein schickendes Uebereinkommen zwischen uns. Wie dieser Mensch hat leben, der für ihn sorgt. Gehen wir!“
„Endlich sprach der alte Mann:
„Nein, Herr; ich will nicht hin; ich kann noch arbeiten. Ich will nicht hin.“
„Daher ihm Häupter es wieder:
„Vater kann arbeiten, Herr; der kann arbeiten! So lang wir noch eine Blinde Frot im Hause haben, wollen wir lieber hier bleiben.“
„Das da hat man mir geschickt, aber ich kann's nicht über mich bringen, es zu denken. Ich kann arbeiten; ich hab' immer gearbeitet.“ Er zog ein Stück Papier hervor. Es war ein Schein, der James Wille, 71 Jahre alt, und seine Frau, Eliza Wille, 71 Jahre alt, zur Aufnahme in das Armenhaus der Gemeinde berechnete: im Falle des Wiltwaischs zur Beihilfe wird der Schein verurteilt.“
„Vater kann arbeiten, Herr; der kann arbeiten! Wir haben schreckliche Zeiten in diesem Zimmer durchgemacht, Sie können mir's glauben, Herr; ich will das bekommen haben. Mit wollen nicht hingehen. Ich sag' dem Vater immer: Lieber Herr' ich hier.“
„Aber dort hätten Sie's ja so viel besser. Was Wille; das wollen Sie doch.“
„Wann richtig, Herr; aber ist es einmal — ich will nicht und Vater will auch nicht.“
„Ich kann arbeiten; ich kann ja mit einem Handtaren herumfahren oder sonst was tun.“
„Aber können Sie davon leben?“
„Ja, Herr, solange wir nicht verhungern. Was dann kommt, kann ich freilich nicht sagen — dann werden sie und doch was bekommen, glaub ich.“
„Und wieder Häupter es:
„Dann können wir nicht mehr davon tun. Wie Sie leben, Herr, ist ja alles schon fast alles schon fast.“
„Sie erhob die Hand und wies nach dem Bett; und die Sonne, die sich den ganzen Morgen verhalten gehalten hatte, trat plötzlich hervor und glitzerte auf ihrem Schein.“

Goethe und Napoleon

Von Dr. Gustav Stresemann †

Der Tod des Reichsaussenministers Dr. Stresemann mag ein Anlaß sein, aus seinen „Reden und Schriften“, Politik, Geschichte, Literatur (die in zwei Bänden im Verlag Carl Neubauer in Dresden erschienen sind), den nachstehenden Aufsatz (in etwas gekürzter Form) abzurufen. Er zeigt, in welcher ungewöhnlicher Art Stresemann die Kunst des literarischen Stils beherrschte und das Wesentliche einer Persönlichkeit aus den Verhältnissen der Zeit zu deuten vermochte. Der Aufsatz stammt im Wesentlichen aus der Rede über die Beziehungen zwischen dem Reichsaussenminister vor einigen Jahren in Heidelberg im geschlossenen Kreis der Goethe-Gesellschaft gehalten hat.

Goethes Einstellung zu dem Problem Napoleon ist oft erörtert, aber doch in seinen tieferen Beziehungen wenig erforscht. Man kennt den Goethe, der auf der Karlsbader Promenade ging, mit dem Bändchen der Ehrenlegion geschmückt, und erst daraus aufmerksam gemacht werden mußte, daß das Tragen einer französischen Auszeichnung in Zeiten deutschen Widerstandes bei seinen deutschen Freunden Erregung hervorrief. Wir kennen Goethes Karlsbader Gedichte an die kaiserliche Gattin Napoleons, dichterisch zum mindesten leicht angelegelt, wegen ihrer Befremdung fast allgemein abgelehnt. Wir kennen Goethes Bemerkungen über das deutsche Volk, das vergesslich an seinen Ketten rütteln werde, wir kennen vor allem Goethes Unterredung mit Napoleon in Erfurt — Eugen Jabel hat sie auf Grund eingehender Studien und höchst scharfer Phantasie kürzlich vor unseren Augen erscheinen lassen. In diesem Zusammenhang hat ein Schweizer Schriftsteller Fischer das Problem Goethe und Napoleon behandelt und hier allerdings tiefgründige Arbeit geleistet. Nur trauert sein Buch an einem Fehler: Es wird Goethe gerecht, aber nicht Napoleon.

Denn wenn man das Verhältnis Goethes zu Napoleon verstehen will, dann muß man zunächst mit der Persönlichkeit Napoleons beginnen und sich fragen: Ist das Bild richtig, das wir von ihm in unserm Geiste tragen? Hat die Auffassung von einer unpolitischen Handlungsweise Goethes nicht ihren Ursprung in unserer landläufigen Auffassung von dem „fortschrittlichen Bedrückten“? Erschienen nicht vielleicht jener Napoleon den damaligen Zeitgenossen ganz anders, als er uns im Bilde preussischer Geschichtsauffassung heute erscheint? Ich habe diese Frage in dem Aufsatz „Napoleon und wir“ erörtert und bin zu dem Schluß gekommen: Der Staatsmann Napoleon, der einen fünfundsiebenzigjährigen Weltkrieg führte, darf nicht nur aus der engen Perspektive von Jena und Austerlitz, er muß unter der Weltperspektive dieses gigantischen Kampfes betrachtet werden. Von diesem Weltverhältnis aus ist zunächst sein Bild ein ganz anderes, als das, was die legendarische Legende uns bisher dargestellt hat.

Ob die deutsche öffentliche Meinung unter diesem Gesichtspunkt das Bild Napoleons damals ansah, ist wohl schwer heute nachzuprüfen, ist wohl an sich wenig wahrscheinlich. Aber der Eindruck, den seine Persönlichkeit zunächst hervorrief, muß doch ein gewaltiger und großer gewesen sein. Wie er selbst durch seine Erscheinung die Phantasie anregte, so hat er auf alle Naturen, denen Phantasie eigen war, die größte Anziehung ausgeübt. Diese Anziehungskraft ging nicht nur von seinem Gesicht aus, das ihn von höchster Macht zu früherer Vereinfachung, etwa vom Fürstentum zu Erfurt nach St. Helena führte, sondern es war schon vorhanden in der Zeit seines ersten Erscheinens am europäischen politischen Himmel. Bezeichnend ist, daß zu damaliger Zeit, wie Wolfgang Menzel berichtet, in einem Jahre in Frankreich sechsundzwanzig Bücher über Napoleon erschienen, in Deutschland aber neunzig. Aus vielen Dichterverken schaut Napoleons Bildnis heraus, und es ist durchaus nicht der Ton der Abneigung gegen ihn, der etwa das Wesentliche der Betrachtungen der deutschen Dichter ausmacht. Es kennzeichnet wohl den gemäßigten Eindruck, den Napoleon auf alle ausübte, daß Dietrich von Nieck, der größte Napoleonist aller, in seinem Reichthum der Deutschen auf die Frage: „Darfen wir Napoleon bewundern?“ antwortet: „Ja, wenn er vernünftig ist.“

Wie trat die Erscheinung Napoleons Goethe vor Augen? Es scheint mir entscheidend für diese Einstellung, daß er der Wandler der Revolution war, der Goethes Auge zuerst sich abzeichnete. Diese Erscheinung Napoleons als des Mannes, der die französische Revolution in eine Revolution zur Ordnung und in eine Steigerung zu einem glanzvollen Kaiserreich entwickelte, war für Goethes Stellung entscheidend. Goethe fand der Revolution der Revolution nicht in dem Sinne gegenüber, daß er sie etwa als Sünde ansah. Zum mindesten hat er ausgesprochen, daß Revolutionen niemals ohne Fehler der Regierungen möglich seien. Bezeichnenderweise hat er als einer der größten Fehler des französischen Königsreiches die Verachtung der Ehre durch Maria Antoinette mit angesehen. Könige, die ihre Krone verlieren, haben dem ihm an sich wenig Sympathie gehabt: „Worum denn wie mit einem Wesen wird so ein König weggeführt, wären's Könige gewesen, sie ständen heut noch unerschrocken.“

Aber bei all dieser objektiven Einstellung gegenüber den Fehlern der Regierungen war ihm die Revolution doch ein Vergeden gegen den Geist der Ordnung. Die Natur entwickelte sich nicht sprunghaft, und auf der Anerkennung des Natürlichen in der Entwicklung beruhten seine Gedankengänge. Er hatte erleben müssen, wie diese Revolution den Weg von der Verfassung der Menschheit bis zur Herrschaft der Quislinge nahm, von Mirabeau bis Robespierre. Die wie Luther seine Stellung änderte gegenüber den aufstrebenden Bayern, seitdem ihre Bewegung andauerte, so wie Schiller seine Stellung zur französischen Revolution änderte, so war bei dem weit mehr konservativen Goethe von vornherein die Ablehnung gegen eine Entwicklung, die der

artiger Erscheinungen fähig war. Die Zeitgenossen mag damals bei den Nachrichten aus Frankreich ein Gefühl beschließen haben, vergleichbar dem unrigen, wenn wir Nachrichten aus dem bolschewistischen Rußland hören. Wie oft ist unserm Zeitalter die Frage vor Augen getreten, ob es denn keine Persönlichkeit mehr gäbe, um diesen Verhältnissen in Rußland ein Ende zu machen? Wie mühte einer Natur wie der Goethes ein Mensch erscheinen, der das Rußland von heute umwälzte, sich zum Herrscher machte, in wenigen Jahren Ordnung schuf auf wirtschaftlichem, finanziellem und militärischem Gebiete? So ist damals den Zeitgenossen Napoleon erschienen, so fand Napoleon damals Goethe vor Augen. Die Menschheit schaute sich nach dem Mann, der in Europa Ruhe brachte: „Herr ist der, und Ruhe schafft.“ Und nachdem dieser Napoleon Ruhe geschaffen, sein Reich gegründet hatte, das Palastland besetzt und auf jedem Gebiete den Fortschritt herbeiführte hatte, da verglich ihn Goethe einmal vielleicht mit jenem César, dessen Drama er nie in dem Sinne einer Verherrlichung von Brutus geschrieben hätte. „Woher wir das Recht haben, zu regieren, danach fragen wir nicht, wir regieren.“ Auf César-Napoleon beziehen sich Goethes Worte: „Die göttlichen Göttern das Reich nicht und mühten's nicht zu regieren.“ Goethe hat

auch aus eurem Teller zu essen, und ich werde mit ihnen essen.“ Welche eine Haltung in dieser furchtbaren Verbannung! Er ist ganz allein auf sich angewiesen, niemand bringt ihm Kunde von der Welt, kein Brief seines Sohnes erreicht ihn, nur Leistungen mit Karikaturen und Gemälden, über ihn werden ihm überbracht, nur die letzten Gezeiten halten bei ihm aus. Im größten Unglück der gedemütigten Gefangenen geht doch noch die Wirkung der Persönlichkeit von ihm aus. Als er einsam und verlassen sitzt und der englische Gouverneur den Soldaten auf St. Helena verbietet, die Parade zu halten und ihm das Ehrenkleid bei der Belagerung zu geben, da regt sich der Soldatentrost gegenüber dem Stellvertreter, und die kleine Besatzung erklärt dem Vertreter der englischen Regierung, daß sie sich von keinem Menschen der Welt verbieten ließe, einen Napoleon so zu ehren, wie es ihm zukommt.

Alle diese Persönlichkeitswirkungen ist nun auf Goethe wirksam gewesen. Gewiß mag Napoleon, wie alle großen Menschen, etwas vom Dämon an sich gehabt haben. Das wäre am allerwenigsten getrübt gewesen, Goethe von ihm abzuziehen, der das Dämonische in der menschlichen Natur wie kein anderer erkannte und durchschaut hat. Auch wenn der Dämon der ganzen Welt gegen Napoleon aufsprühte,

läre des Werther nicht nur Spiel müßiger Stunden war, sondern der in der Bogen war, ihm einen Denkfehler in der Konstruktion des Werther-Berkes aufzudecken. Dem „volla un homma!“ („Das ist ein Mann!“), das Napoleon in Erfurt den aus dem Zimmer gehenden Goethe nachrief, folgt der Gruß, den der aus Rußland nach Paris fliehendem Napoleon dem deutschen Dichter sendet, als er nach irgendwo die Pferde wechselt, sich nach dem Ort erkundigt, in dem er sich befindet, und die Antwort „Weimar“ erhält. So wie Napoleon auf dieser Flucht aufsuchte, als er das Wort „Weimar“ hörte, und dem „Mann“ einen Gruß sandte, mit dem er in Erfurt diese Unterredung gehabt hat, so suchte es in Goethes geistigen Gedanken auf, als die große Völkerschlacht bei Leipzig sich dem Ende zuneigte und das Schicksal Napoleons entschied. Seine Schauspielerei haben ihn gebeten, einen Epilog, zu einem an sich schwachen Stück „Graf Helldorf“ zu schreiben, er kam nach über diesen Epilog, während von fern die letzten Donner über den Entscheidungskampf erklangen, und als läge er mit prophetischem Auge den Untergang des Großen, dem er zugestimmt war, so lebte er die Feder an, und über das Papier glitten die Worte:

„Der Mensch erlähmt auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und auch einen letzten Tag.“

Man kann die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht Goethe durch die Erscheinung Napoleons und durch eine absichtlich von diesem zur Schau getragenen Bewunderung und Liebenswürdigkeit sich hätte einfangen lassen, und ob sein Urteil dadurch nicht einseitig geworden wäre. Diese Frage stellen, heißt sie verneinen. Wenn irgend jemandem die Furcht nicht imponierten, so war es Goethe, darüber dürfen Höchstmaßleistungen seiner Ausdrucksweise nicht hinwegtäuschen. Er hat diese Absichten ebenso in Briefen an die Senats freier republikanischer Staaten geäußert. Ihm war auch nicht nur der mächtige Napoleon etwa der Furcht, zu dem es ihn hinzog. Seine Stellung zu Napoleon hat sich nach dessen Sturz nicht geändert. Viele gefürchtete Charakter haben mit Goethe gesprochen, ohne daß eine Neuerung Goethes darüber niedergelagert ist. Wenn ihm die Erfurter Zusammenkunft einen so ganz anderen Eindruck machte, so lag dies wohl nicht an der Stellung zu dem Fürsten als solchen, sondern an der Stellung von Persönlichkeit zu Persönlichkeit.

Es ist ebenso unrichtig und falsch, Goethes Stellung zu den Befreiungskriegen etwa in den Zusammenhang zu stellen, daß er sich als Bewunderer Napoleons in eine bestimmte Situation hätte einspannen lassen. Wie Goethe zu den Befreiungskriegen stand, das hat er an anderer Stelle ausgesprochen. Daß die deutsche Freiheit nur möglich war durch die russische Hilfe, daran konnte er keine Freude empfinden und sah die Kulturverwilderung dadurch gefährdet; aus diesem Grunde sah er auch die ganze Entscheidung in europäischem und nicht lediglich im preussischen Sinne. Europäisch und weltpolitisch gebildet oder sind die Befreiungskriege etwas ganz anderes, als sie es von preussischer Standpunkt aus waren, und man kann sich nicht wundern, daß bei Goethes weltpolitischer Einstellung ihm die Dinge in einem ganz anderen Lichte erschienen, in selbstverständlicher Beredsamkeit die rein preussische Einstellung ihrerseits ist.

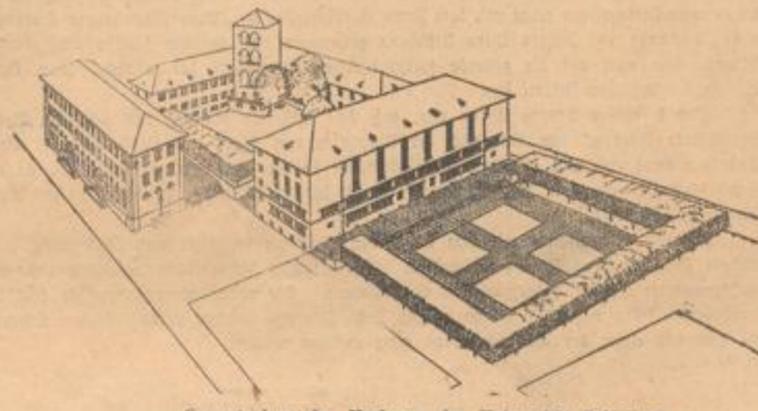
Wer die damalige Kleinräuber in Deutschland sich vorstellt, wer bedingt, in welcher Weise die Kleinräuber je nach der Konjunktur sich einstellen, wer sah, wie an Stelle eines Einheitsbewusstseins in Deutschland kleinlicher Kampf um Territorialinteressen sich geltend machte, der konnte wohl daran zweifeln, ob es je gelingen würde, gegenüber Napoleon, der in sich eine einheitliche Zusammenfassung der Völkerverhältnisse darstellte, sich zu behaupten. Wie kleinlich das Deutschland der damaligen Zeit ihm gegenüber! Wenn es nicht noch aus über hundert Königreichen, Herzogtümern, Fürstentümern, Bistümern und Grafthümern bestand, so verstand es das ja dem Reichsdeputationshauptsache, den Napoleon erzwungen hatte, dem der Gedanke einheitlicher zentraler Macht weit mehr vor Augen stand, als dem vollkommen dezentralisierten deutschen Volk. Da, wo in Deutschland große Persönlichkeiten als Politiker und Staatsmänner sich regten und ihrem Volke neue Ideen zuführen wollten, wie Stein und Hardenberg, sie wurde ihnen da von allseitigen Bewachern des ererbten Glaubens das Leben schwer gemacht. Daß Goethe all dem gegenüber auf den Gedanken kam, Napoleon sei zu groß, als daß das zerstückelte Deutschland ihn besiegen könnte, ist verständlich. Dieser Gedanke hat mit der Einstellung Goethes zu Deutschland selbst nichts zu tun. Er war ein deutscher Dichter, wie kaum ein anderer neben ihm und nach ihm, aber er beklagte es tief, daß der Deutsche als einzelner Mensch in vortrefflich und als Volk im deutschen Volke vielfach so erbärmlich wäre. Bekannt sind seine Worte nach der Leipziger Schlacht: „Napoleon ist besieg, nun an, was soll nun werden, ist wirklich das Volk erwacht, weiß es, was es will?“

Wie berechtigt diese Frage war, zeigt der Wiener Kongress, wie tief sie die Hand auf die Wunde der damaligen politischen Verhältnisse legte, zeigt das Regime Metternichs, das der unvollständigen Erhebung der Befreiungskriege folgte.

Schlüssig stehen über dem ganzen Verhältnis Goethes zu Napoleon die für Goethe selbst entscheidenden Worte:

„Volk und Knecht und Ueberwinder, sie geh'n
zu jeder Zeit,
Nächstes Glück der Erdenkinder sei doch die
Vorfürsichtigkeit.“

Verstehen wir im Sinne Manes Napoleons Einstellung zur Weltpolitik zu verstehen und auf und wirken zu lassen, verstehen wir uns zu befreien von dem legendären Bild Napoleons und uns zu der Anerkennung durchzuführen, die sein genialer und dämonischer Wesen vom Standpunkt der Persönlichkeitswirkung aus verdient, dann wird sich auch die damalige Stellung Goethes ihm gegenüber harmonisch in die Gesamtanschauung des Dichters und der damaligen Zeit einfügen lassen.



Gesamtanlage des Neubaus der Universität Heidelberg

die Revolutionszeit erlebt und das bittere Urteil über sie gesprochen, daß man in solchen Zeiten von nichts mehr als von Freiheit rede, und daß es sich doch schließlich um nichts anderes handle als darum, daß Einfluß und Vermögen von der einen Hand in die andere ginge. Der ordnungsschaffende Napoleon war es, dem Goethes Sympathie gehörte, ehe er irgendwie persönlich mit ihm in Berührung gekommen war.

Entscheidend für Goethe war die Achtung vor der großen Persönlichkeit und schließlich die instinktive Sympathie, die kongenial von beiden füreinander empfunden wurde. Die Größe u. die Wirkung dieser Persönlichkeit Napoleons wird erst klar, wenn man sie vergleicht mit denjenigen Fürsten, die neben ihm die Throne Europas einnahmen. Wie erscheint ein Napoleon, gemessen an dem guten Franz, der auf Österreich Kaiserthron sah, gemessen an dem fortrecken, aber geistig unbedeutenden Friedrich Wilhelm dem Dritten von Preußen, gemessen an dem äußerlich blendenden, aber des feinen Willens entbehrenden Alexander von Rußland? Goethe wußte die Persönlichkeit, die an der Spitze eines Landes und Volkes stand, schärft vor diesem Maße zu trennen. Bezeichnend sind die wenigen Worte in „Dichtung und Wahrheit“: „Wir waren alle kritisch gesinnt, denn was ging uns Preußen an.“ Sie zeigen das vollkommene Verständnis Goethes von der politischen Einstellung zu Preußen. Die Persönlichkeit war der Magnet, der ihn anzog. So hätte er umgekehrt auch sagen können: „Ich war napoleonisch gesinnt, denn was ging mich Frankreich an.“

Anschließend für jedes Empfinden ist schließlich auch der Napoleon, der auf St. Helena ohne Macht, ohne Einfluß im Unglück lebte. Jeden Versuch, ihn zu demütigen, hat er zurückgewiesen. Das Große an ihm ist, daß er auch im Unglück die Würde nicht verlor. Der Deutsche, der wenig Gefühl für die große Gestalt hat, ist leicht geneigt, manches als Heuchelei anzusehen, was für andere Völker Erhebung über Jahrhunderte hinaus bleibt. Napoleon im Schloßhof von Fontainebleau und seinen Ansprüchen an seine Garde werden ebenso in der Geschichte fortleben, wie sein bekanntes Testament mit den berühmten Worten, daß seine Asche an den Ufern der Seine ruhen möge bei dem Volke der Franzosen, das er so sehr geliebt habe. Denken Sie an die Szene, in der er vor seine Soldaten tritt, die gegen ihn ausgeführt sind, als er von Elba zurückkehrt, um nochmals von seinem Thron Besitz zu nehmen, den Augenblick, als er sich den Kopf aufrecht und den Truppen zuzieht: „Hier bin ich, euer alter Feldherr, schließt auf mich, wenn ihr wollt.“ Wände Monarchen wären von ihren Truppen und von ihrem Volke nicht verlassen worden, wenn sie im gegebenen Moment eben so gefordert hätten! Wären wir auf Napoleon in St. Helena, wie er unter den unendlichen Schiksen der dortigen englischen Wächter niemals vergift, wer er war. Wie er die Unversöhnlichkeit von Ruden Law erwidert, der ihn „anständig der Anwesenheit eines Ministers E.“ zu sich einlad; wie er alle Briefe zurückweist, die nicht die Titel tragen, auf die er ein Anrecht hat, wie er in dem Augenblick, als ihm von dem englischen Gouverneur angedroht wird, daß man ihm die Nahrungsmittelzufuhr entziehen würde, antwortet: „Leben Sie dort das Lager mit den Soldaten? Ich werde hingehen und ihnen sagen: Kameraden, der Heilige Soldat Europas wünscht mit

konnte ihn das von seiner Wertung des Mannes nicht abbringen:

„Ich kann mich nicht bereden lassen,
Nacht mir den Teufel nur nicht sein,
Ein Kerl, den alle Menschen beissen,
Der muß was sein.“

Vielleicht hat sich Goethe im Zusammenhang über Napoleon geäußert, am feurigsten und bewunderndsten in jenem bekannten Gespräch zu Eckermann, als er von ihm sagte:

„Da war Napoleon ein Kerl, sein Leben das Schreien eines Halbmonds, von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg.“ Und als Eckermann erwiderte, daß die großen Taten Napoleons doch in seiner Jugendzeit lagen, da tritt das kongeniale, sich verwardt fühlende in Goethes Antwort zutage: „Man muß jung sein, um große Taten zu vollbringen, ich habe auch meine Liebeslieder und meinen Werther nicht zum zweitenmal gemacht.“ Die ganze Welt der Anschauung von zwei Großen, die sich im Geiste die Hand reichen, wenn sie auch in verschiedenen Gebieten wirken, ist in diesem einen Worte „jung“ gefaßt. Es ist kein Zweifel, daß diese kongeniale Welt bei Goethe eine gewisse Empfindung war. Für Goethe hat es nie eine Menschheit, es hat von je nur Menschen gegeben, und von zwei Menschen, die er als Persönlichkeiten gelten ließ, hat Goethe am liebsten gesprochen: Von Napoleon und Lord Byron, jenem Lord Byron, den er als den einzigen anerkannte, den er etwa neben sich gelten lassen wollte und dem er neben Schiller die wunderwilde Gedicht eines Dichters freunds in seinen Epithetonworten im „Faust“ geschrieben hat. Wie er von Byron davon sprach, daß er ihn neben sich gelten ließe, so sprach er, als lange Zeit nach Erfurt sich zum erstenmal die Hände ihm 1806, über die Zusammenkunft mit Napoleon von dem tiefen Gefühl der Befriedigung darüber, daß ein Großer der Erde ihn gemessen haben neben sich hätte gelten lassen. Er selbst hat dichterisch seine Auffassung über die Persönlichkeit Napoleons nicht in zusammenhängender Weise niedergelassen, aber man wird annehmen können, daß er die schmerzliche Ode Manzoni auf Napoleon nicht übersehen hätte, wenn er mit ihrem Inhalt nicht übereingestimmt hätte.

Dabei war in dem Verhältnis Goethes zu Napoleon nichts von einer Unterwürdigkeit, wie ihm überhaupt Devotion vollkommen fern lag, auch wenn er aus konservativer Denkmalsweise die unterwürfigen Huldigungen amohndet, die der Kritiker im Verleugern mit Fürsten damals vorbrachte. Aber beide empfanden die Gleichzeitigkeit ihrer Charaktereigenschaften und empfanden sich wohl auch beide selbst als die gleichartigen Naturen der damaligen Zeit, sie waren beide Fürsten in ihrem Reiche und ohne Rivale auf ihrem Gebiete. Goethe war sich dessen auch wohl bewußt, und man hat sicher mit vollem Recht von ihm gesagt, daß er sich nicht gemundet hätte, wenn man ihm eines Tages und den Titel „Fürst“ gegeben hätte. Sie waren Realisten in ihrer Lebensauffassung, sie fanden sich beide zusammen in grenzenloser Menschverachtung. Es ist unendlich beklagenswert, daß über die Einzelheiten der Unterredung in Erfurt ein Bericht nicht vorliegt. Daß die Unterredung aber auf beiden Seiten einbräutlich gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel. Goethe lernte in Erfurt nicht nur den Imperator, er lernte gleichzeitig den Napoleon kennen, der den Werther in seinem Tornier trug, und dem die Bel-

Die fruchtbare Scholle

Ernte und Ablieferung der Zuckerrüben

Von Diplomlandwirt R. Dänthler-Mannheim

Während in der Stadt die von den Bäumen der Parks und Parkanlagen abfallenden Blätter das Feld für den eingelagerten Herbst geben und dabei von einem Sterben in der Natur gesprochen wird, ist draußen auf dem Land der Bauerndmann bemüht, noch die letzten wertvollen Feldfrüchte vor dem Winter zu ernten. Die Weintraubenlese ist bereits beendet und die Ernte einer gleichfalls zur Verfertigung des menschlichen Lebens dienende Feldfrucht nimmt den Landmann in den nächsten Wochen für den Herbst des Jahres nochmals ganz belohnend hart in Anspruch.

Wer kennt sie nicht, die Zuckerrüben?

Wenn sie der Stadtbewohner auch nicht vom Ort ihres Wachstums her bekannt sind, so fallen doch bei gelegentlichen Besuchen um diese Jahreszeit auf den Straßenbahnhaltungen die hochbeinenden Waggons mit mehr oder weniger schmutzig-gelblichen Burschen auf. Das sind sie! In dieser Zeit sind die Zuckerrüben bereits Eigentum der Zuckerfabriken und es soll in folgenden Zeilen zunächst kurz der Vorgang bis zur Ernte und die Arbeit, sobald die Uebergabe der Rüben an die Fabrik geschildert werden.

Der Zuckerrübenanbau erfordert einen hohen Arbeits- und Kapitalaufwand. Mit Ausnahme des Zuckerrübenanbaus, den die Zuckerfabriken unentgeltlich stellen, muß der Landwirt für eine reichliche Düngung und penible Pflege der jungen Pflanzen aufkommen. Die Zuckerrübe ist nicht nur in bezug auf einen Nährstoffreichtum und gut vorbereiteten Boden anspruchsvoll, sondern verlangt auch in den späten Hochsommer hinein gründliche Pflege, was den Landwirt viel Geld für Geräte, Maschinen und Arbeitskräften kostet. Alle diese Maßnahmen für ein gedeihliches Wachstum der Rüben dürfen an Erkenntnis des hohen Kulturwertes nicht anerkannt bleiben, wenn und auch heute noch die Ernte interessiert und hauptsächlich die von 1920.

Die langanhaltende trockene Witterung hat dieses Jahr einen großen Ernteeinbruch mit sich gebracht. Außerdem läßt sich an dem verhärteten Boden das Abrotten (Wundrotten) der Rüben vielfach auf Schwärzkrankheiten. Verluste durch Regen gebliebene Rübenstücke sind nicht zu vermeiden. Ein durchweichten der Regen kann nicht abgewartet werden. Es ist nun einmal das Los des Landmanns, auf Gedeihen oder Verderben von der Witterung abhängig zu sein. Wenn es die Zeit erfordert, muß eben geerntet werden, ganz gleich unter welchen Umständen. Je nach der Ernte würde das Jögern mit der Ausfuhr einer Wirtschaftsmassnahme großen Schaden bringen: Rübenrotte auf Kosten der Verbilligung von Weizen und Roggen, oder eines tiefen Winterfurches. Mit Felderträgen hat man die Erfahrung gemacht, daß die Rüben möglichst spät zu ernten sind, da sie bis Ende Oktober wachsen, das heißt, an Gewicht und Zuckergehalt zunehmen. Die Ausfuhr einer Späternte hängt aber, wie oben bereits schon erwähnt, von den gegebenen Verhältnissen ab.

In früheren Jahren wurde fast allgemein die Ernte durch Ausrotten der Rüben mit einem zweistufigen Feder (Wedel) bewerkstelligt, während heute schon viele zu anderen Erntemethoden übergegangen sind, nämlich mittels dazu übergeben dem Handel an geeigneten Arbeitskräften auf dem Land. Die landwirtschaftliche Maschinenindustrie hat neue Wege gewiesen, indem sie Rüben-Wedel-Plätze und auch schon ganz brauchbare Rüben-erntemaschinen konstruierte. Bei der Ernte mit handbetriebenen Wedelplätzen müssen an den Rüben vor dem Ausrotten mit sog. Reißschiffen der obere Kopfteil mit den Wurzeln entfernt werden. Einen weiteren Fortschritt brachten dann die Kopf- und Bodenmaschinen, die in geringerer Arbeit im ganzen genommen gute Leistungen zeigten. Dawegen sind die modernen Erntemaschinen so eingerichtet, daß sie in einem Arbeitszuge die Rüben lösen und roden. Die vordere Brauchbarkeit ist aber noch nicht ganz erreicht.

Wenn die Zuckerrüben aus dem Boden gehoben sind, werden sie auf kleine Haufen geworfen. Ebenso wird mit den

Wässern und Röhren

verarbeiteten Erntedeckelungen ist man heute bei der Zuckerrüben besonders darauf bedacht, sie sauber zu gewinnen, da sie ein ausgezeichnetes Viehfutter sowohl in frischem Zustand, als auch getrocknet und eingekürzt abgeben. Mit der Zerkleinerung der nicht gleich nach der Ernte verarbeiteten Rüben und Röhren wurden notwendig die besten Leistungen gemacht. Seit einem Jahr beläuft sich auch in der Pfalz ein Rübenabfuhrertröckner. Die Rüben selbst werden, nachdem sie auf Wagen geladen sind, zur nächsten Abnahmestelle gelassen. Ist bei dieser Arbeit regeneriert, so sind Weizen und Weizen doppelte Anforderungen unterworfen. Die Fuhwerke haben in dem aufgewiesenen Acker tief ein und an den Rüben liegt die feuchte Erde, die das Gewicht der Fuhren vermindert.

Um das Gewicht und den Schmutzgehalt der Rüben vor dem Einladen der Wagen bei den einzelnen Landwirten feststellen zu können, findet eine Waagschuppe durch die Zuckerfabriken an bestimmten Stationen oder in der Fabrik statt. Der an den Rüben anhaftende Schmutz wird in Prozenten bestimmt, die von den Fabrikanten abgezogen wird und von den Rübenflüßern selbst und ihren Vertretungsorganen nicht wieder genau eingezogen werden können. Die tägliche Beobachtung in den Zuckerfabriken zeigt, daß die Qualität der Zuckerrüben in den letzten Jahren nicht so hoch ist, wie früher. In dieser Hinsicht ist die Zuckerrübenindustrie durch eine Transaktion für eine verbesserte und möglichst schnelle Abgabe der Rüben Sorge tragen.

Neben dem laut vertraglicher Bestimmung im zusehenden Rübenfeld erhält der Wäcker auf Wunsch zu ermäßigten Preisen Trockenfischöl und Melasse, die als Abfallstoffe bei der Zuckergewinnung nährstoffreiche Futtermittel sind.

Welche große Rolle der Zuckerrübenanbau in Süddeutschland spielt, beweist das

Bestehen von zehn Zuckerfabriken in nächster Nachbarschaft. So sind in Baden ein, in der Pfalz zwei, in Hessen vier und in Württemberg drei Werke. Bei diesem Umfange der Landwirtschaft ist wie bei keinem anderen das Zusammenarbeiten mit der Industrie gebührend. Beide

Teile sind letzten Endes aufeinander angewiesen; das muß zu einer Verständigung führen, wenn auch manchmal erst nach kurzem Kampf. Um den in Süddeutschland zu einer Aktiengesellschaft vereinigten Zuckerfabriken als wirksamer Gegenpol entgegenzutreten zu können, haben sich die Landwirte zu einem Zuckerrübenproduzentenverband zusammenschlossen. Dessen Vorstand obliegt die Aufgabe, die Interessen der gesamten süddeutschen rübenbauenden Landwirtschaft gegenüber der Zuckerindustrie zu vertreten, um überhaupt den Zuckerrübenanbau in jeglicher Weise zu fördern.

Rübenpflanzer und Zuckerindustrie arbeiten gemeinsam dahin, die Zuckergewinnung im Inland sicherzustellen, und von der Einfuhr ausländischer Zucker unabhängig zu machen und darüber hinaus noch Zucker auszuführen. Die Unternehmung dieser Bestrebungen sollte zu dem vornehmsten Pflichten und Aufgaben des Staates gehören.

Der Großpanzer ist für den Obstbau eine ungeheure Gefahr. Nicht selten werden die Bäume vollständig laublos.

Kampf dem Großpanzer

Die Gefahr des Großpanzers ist sehr eifrig und allgemein bekannt. Um den Schaden wird ein Leimring gelegt, auf dem sich das flüchtige Weidenkäse verflüchtigt und einzieht, wenn es zur Überlagerung in die Krone will. Das Weidenkäse beim Anlegen der Leimringe ist die Weidenkäse des Weiden. Er muß eine gleichbleibende hohe Weidenkäse und Weidenkäse bei Hitze und Hitze haben, er muß widerstandsfähig gegen Regen und Wind sein, damit ein Nachziehen und Spaltenvermeidung möglichst vermieden wird. Er soll auch keinen widerlichen Geruch haben, der die Großpanzer abschrecken und die Überlagerung unterhalb des Leimringes zur Folge haben würde. Es gibt wenig Leimstoffe, die diesen Forderungen gerecht werden. Nach dem Urteil vieler Versuchsstationen ist der Leimstoff „Molin“ einer der besten und erfüllt diese Forderungen.

Wander Obstbaumbesitzer und Landwirt wird ebenfalls fragen: Die Weiden für das Obst waren dieses Jahr so schlecht, daß ich ein Anlegen von Weidenkäse nicht lohnt. Die Weidenkäse sind aber, daß wir nicht jedes Jahr einen solchen Obstbaumen haben wie in diesem und unterlassen den großen Schaden, den der Großpanzer anrichtet. Nach einem guten Obstjahr kommt in der Regel ein schlechteres. Dann werden die Weidenkäse, die den Rat befolgt und Leimringe gelegt haben.

Kleintierzucht

Unser Wassergeflügel im Oktober

Mit diesem Monat legt die Zwangsmacht der Gänse in verstärkter Weise ein. Enten werden die Gänse, jede für sich, in die bekannten Gänse-Löcher gefügt — es wird ihnen also der freie Lauf entzogen —, und nun erhalten sie, in die vom am Boden befindliche Krippe geflüchtet, ihr Futter, von dem sie dann fast an sich nehmen können, als sie wollen, oder sie werden gefesselt, was gewissermaßen die verstärkte Zwangsmacht ist. Die Gänse müssen so gut wie ausgewaschen und dabei ferngehalten sein, sonst hat das Wässern, in erster Linie das Baden, seinen Zweck. Die Gänse werden auf Werkschrot unter Schutz von Holz herabgelassen; in manchen Gegenden mangelt man dem Wässern auch einige getrocknete Kartoffeln bei. Wässern wird das Baden kurzweg als eine Unart der Tiere bezeichnet. Ich habe aber schon oft gesehen, daß manche Gänse mit wasser Oer die Gänse an sich reizen und verhalten. Ganz so arg kann also diese Unart nicht sein. Wenn das Baden der Gänse in Betracht, von Erziehung geleiteter Tiere vor sich geht, ist es überhaupt nicht als Tierartelerei anzusprechen. Durch das Baden wird reichlich Schmutz erzeugt. Dieser als drei Wochen darf es nicht ausgedehnt werden. Den Vorposten, die Gänse helfen, empfehle ich die Bildung einer Gänsehaltungsgenossenschaft. Dann werden die Gänse gemeinsam gehalten, die entsprechenden Gelände gepachtet, die Kosten für die Unterhaltung der Gänse gemeinsam getragen, anständig verrecktet usw.

Für die Entenhaltung

Bringt der Oktober dem September gegenüber nichts Neues. Aufgabe der Eierverkaufsgenossenschaften ist es, auch Enten zu anzuschauen. Jeder weigert sich einige Genossenschaften, es zu tun, obwohl doch z. B. in Baderien und Baderien die Entenhalter wegen ihrer höheren Leistungsfähigkeit gern verwendet werden. Das Wort, das gegen die Entenhalter befehlt, muß eben bekämpft und somit beseitigt gemacht werden.

Die Gänse im Oktober

Die Zeit wird ziemlich reichlich sein und soll. Daher muß der Schwarm um unbedingt inhand gebracht werden. Das wird vor allem den Gänsern zuhatten kommen, die sich im Federwuchs befinden. Entenhaltung, keine Enten, Torsum, Raff und hergeleitet bilden das Schwarmmaterial. Freilich muß dieser Schwarm jeden Tag einmal mit einer neuen eckernen Dorte behandelt werden, sonst bildet er eine Gefahr für die Gesundheit der Tiere. Im Stall ist die Hauptreinigung vorzunehmen. Die Boden und Wände werden unter Anbruch eines Desinfektionsmittels mit Kalkmilch bestrichen. Aber auch auf die Fenster, Zylinder und Keller muß sich diese Reinigung erstrecken. Reibschiffes Geflügel ist gegen die Gänse allein zu sperren. Während dieser Zeit wird es auf seinen Gesundheitszustand geprüft. Verleben wir aber Geflügel, so wählen wir dazu die Weidenkäse, auch legen wir es in einen weiden Käse, in denen es sich nach Weiden aufziehen kann. Einmal Erzeugung in den Geflügelhalter geben, kann nicht haben. Beständig der Vegetabilität ist legt ein Wechsel im Geflügelstand eingetretet; die alten Gänse haben damit aufgehört, aber die jungen frühzeitigen Gänse füllen den Ferkel. Dabei mit unter anderen Dörfern Federfresser — im Herbst legen sie sich mehr als sonst —, so werden wir in aufkommender Weise herrliches Fleisch, vor allem auch Knochenfleisch. — Zeigen sich noch bescheidener Wasser einige Tiere, die nicht recht billige, so finden wir ihnen von Kopf zu Kopf einen Boden um, jedoch sie zwar geben, aber die Gänsehalter nicht laufend verfahren können. Wer im nächsten Jahre Winter zu Zwangsbunden vermeiden will, der tut gut, liefern er bis jetzt noch keine Gänse gehabt hat, sie sich jetzt schon zu beschaffen; denn sind sie recht vertriebt mit ihrem Fleisssort und mit den sie umgebenden neuen Verhältnissen, so ist das den Ferkelzuchtlichen überlassen. — Die Verhältnisse, soweit sie überflüssig sind, können zwar erst am die Weidenkäsezeit herum recht in Preis, es ist aber meist doch angebracht, sie jetzt schon zu schlachten oder zu dem Zwecke zu verkaufen, da sie sonst allerlei Dummheiten unter dem Ferkeltröckel anrichten.

Geleitwort des Ministers Dr. Dietrich

Zum Einzug in ihr neues Heim spreche ich der „Neuen Mannheimer Zeitung“ meine besten Glückwünsche aus. Der Umzug des Blattes, dem einmal Ernst Bassermann nahe stand, in das neue Verlagshaus pugt von dem freien Aufstieg, den die „Neue Mannheimer Zeitung“ in den nunmehr 140 Jahren ihres Bestehens genommen hat; darüber hinaus weist dieses Ereignis aber auch auf die gesunde fortschrittliche Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse der bodlichen Heimat hin.

Eine besondere Freude ist es mir, daß ich feststellen konnte, daß sich die „Neue Mannheimer Zeitung“ dem Ausgleich der Interessen von Stadt und Land mit viel Verstand wendet und eine eigene landwirtschaftliche Beilage herausbringt, durch die sie — wie ich hoffe — auch in Zukunft nützlich für die landwirtschaftliche Organisation und Aufklärung wirken wird.

Die Zeit Generationen mit dem Leben der Menschen in Stadt und Land innig verbundene Provingzeitung ist ein Spiegelbild fortschrittlichen heimatischen Schaffens und ein beachtenswerter Faktor bodenständigen Geisteslebens. Die verantwortungsbewußte deutsche Provingpresse kann wesentlich beitragen zur Konsolidierung unseres volkswirtschaftlichen Lebens, mit dem wir unser deutsches Vaterland ganz erfüllen wollen.

H. Dietrich

Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft

Der Stadtmann des Herrn Reichsministers Dietrich hat leider für die Verlagsgabe anstatt ein, meckelt er an dieser Stelle verächtlich nach.

Landwirtschaft, Obst- und Gemüsebau

Luft, Wärme und Feuchtigkeit sind für das Wachstum aller Pflanzen unbedingt nötig, und ebenso nötig sind diese Faktoren für die Umkehrung und Abkühlung der Düngemittel. Während wir auf anderen Feldern und danach richten, kommen unsere Gärten hierbei etwas scheinbarlich weniger zu Unrecht, denn gerade darin, daß die Weidenkäse fertig gelöst sind, haben wir einen wesentlichen Grund zu suchen, warum die Weidenkäse nicht imstande sind, uns die höchsten Erträge zu liefern.

Diesem Uebel abzuwehren, dient die Bearbeitung im Spätherbst mit der Egge. Schon vor dem Ausrotten der Düngemittel (Kalkmilch, phosphorsaurer Düngemittel, Kalk, Kompost) sollte die Erde aufgearbeitet werden, um so die Düngemittel in den Boden hineinzubringen. Wenn wir nun nach dem Ausrotten die Erde nochmals mit der Egge überziehen, so bringt der Dünger viel besser in die Poren und Weiden ein, es bleibt nicht oben liegen, verteilt sich auf diese Weise gleichmäßig und löst sich auch besser auf; alles Punkte, die den Erträgen zugute kommen.

Voraussetzung ist allerdings eine Weidenkäse, die nicht nur den Boden oberflächlich frägt, sondern die auch tief in den Boden eindringt, mit anderen Worten: die Weidenkäse soll nicht auf der Weidenkäse „hüpfen“, sondern mit jedem Jahr im Boden tiefer, tiefer, tiefer, sicher und sicher durchdringen, ohne sich dabei zu verstopfen. Eine solche Egge — es gibt eine ganze Anzahl derer, die Weidenkäse — wird auch keine Weidenkäse benutzten, selbst dann nicht, wenn der zweite Gegenstand nur zum Ersten genommen wird, weil so die Weidenkäse leicht durchdringen wird, bevor sich die oberflächlich nutzlose Weidenkäse, wenn besonders bewährt hat sich das Eggen der nicht bewohnten Weiden im Spätherbst, wobei wohl als Hauptpunkt die Unterdringung der Weidenkäse ist.

Zufußtritt nur in Röhren oder Röhren aufbewahren!

Die allgemeine wirtschaftliche Lage macht es erforderlich, mit unseren Bodenerzeugnissen hauswirtschaftlich um der Einfuhr von Agrarprodukten vollständig selbst zu versorgen. So ist auch bei Einfuhr von Ausländern der Obst- und Gemüsebau zu verwenden. Und zwar ist zu beachten, daß die Haltbarkeit des Obstes gerade vom Zusammenhang Ernten und Aufbewahren abhängig ist. Das soll zum Beispiel nur bei trockener Witterung geschehen, denn jede Feuchtigkeit vermindert die Haltbarkeit ganz beträchtlich. Winterfrost ist man so lange als möglich zu vermeiden. Es ist nicht notwendig, daß die Weidenkäse mit der Hand geerntet werden, sondern man mit der Hand geerntet werden. Der heutige Uebergang auf den Weidenkäse darf nicht abgeworfen werden, weil er in Folge seiner Festigkeit, was die Haltbarkeit

eine Schutzschicht gegen schädliche Einflüsse darstellt.

Alle zweifelhafte, beschädigte und angefaulene Früchte sind gleich bei der Ernte von den guten zu sondern und nach Möglichkeit sofort zu verwenden. Soweit gesundes, hochwertiges Obst, und Wirtschaftlich nicht gleich nach der Ernte verkauft wird, ist es in geeigneten Räumen zu lagern. Je weniger die Früchte nach der Ernte angefaulert werden, umso länger halten sie sich. Die Umlagerung in andere Behälter oder die Einlagerung in den Aufbewahrungsräumen muß grundsätzlich mit der Hand und nicht sehr sorgfältig, etwa wie bei Tieren vorgenommen werden. Die Aufbewahrungsräume dürfen weder zu feucht noch zu trocken oder zu dampf und modrig, sondern müssen luftig und kühl, und vor allem frostfrei sein.

Da Obst leicht fremde Gerüche annimmt, darf es nicht mit Gemäsen, Kartoffeln, Sauerkraut usw. in einem Räume gelagert werden. Tafelobst darf nicht in Säcken, sondern nur in Körben oder Körben transportiert werden. Jedes Schädliche oder gar Stören der mit Obst gefüllten Behälter muss unbedingt vermieden werden. Tafelobst darf im Lagerraum für längere Zeit nicht in zu vielen Schichten übereinander gelagert werden, weil es dadurch verdorben erhält, die nach und nach in Säcken übergeben, wodurch nicht nur die ganze Frucht, sondern auch die benachbarten der Weidenkäse durch Kontakt angefaulert. Die eingelagerten Früchte sind auf die Einhaltung von Hygiene hin genau zu überwachen. Die günstigere Temperatur für den Aufbewahrungsräume ist drei bis fünf Grad Celsius. Tageslicht ist in den Obstellagerräumen möglichst fernzuhalten, Luft dagegen in ausreichendem Maße zuzuführen.

Der Großpanzer kommt!

In den Monaten Oktober und November, wenn die ersten Nachtfröste kommen, erkrankt der kleine Hausgans Schmelzling, der Kleine Großpanzer (Chamaeleon humilis), auch Winterpanzer, Winterwäcker oder Winterwäcker genannt. Die Hinterflügel des Männchens sind besser als die Vorderflügel. Der Weibchen hat keine Flügel. An seinem behaarten Körper sitzen nur kleine Stacheln. Von Boden, wo es der Puppe entküpft, kauft es am Stamm der Obstbäume empor, um seine 20-30 Eier an Ästchen und Zweigen abzulegen. Im Frühjahr schlüpfen die kleinen, grünen, mit gebrellten Spannerrücken und, können sich in die Ästchen und beginnen ihr Verdrümmungswort. Je später warme und milde Witterung eintritt, die die Ästchen zur Entfaltung bringt, desto vollständiger wird die Puppe gefressen. Wird die Puppe größer, so legt sie mit einem roten einseitigen Wäcker zusammen und tritt unter dem Schutz dieses Weidenkäse in die Welt. Ist sie ausgewachsen, legt sie sich an einem Astchen zu Boden nieder und verknüpft sich dort.

Entnommen aus: Die neue Mannheimer Zeitung

Mannheimer Schwurgericht

Sie vertrieben eine Schülerzeitung — Junge Kommunisten auf der Anklagebank

Kund den beiden aufgeschulten Paragrafen, wegen deren Verletzung die vier heute vormittag auf der Anklagebank sitzenden Menschen angeklagt waren, ging nicht hervor, welcher Art für Vergehen war. Das stellte sich erst bei der Verlesung des Eröffnungsbeschlusses heraus. Der am 14. Januar 1937 in Forstheim geborene Schreiner Otto Götter, der am 31. März 1909 in Forstheim geborene ledige Hilfsarbeiter Erwin Sch, der am 27. Juni 1904 in Mannheim geborene ledige Modellschreiner Paul Götter und der am 28. Juni 1900 geborene, erwerbslos, verheiratete Kaufmann Walter Herzog aus Mannheim-Südfertal sind angeklagt, die Verbreitung und Herausgabe des „Kampforans der Schüler der Fortbildungsschule Forstheim“, „Note Buche“ genannt, mit Rat und Tat gefördert zu haben. In dieser Zeitschrift haben die Schüler ihre Kritik an der Schulverwaltung mit Belehren der Lehrer (Prügelstrafen, Arrestverhängung) und anderen Inzidenzen in zum Teil das Maß anständiger Kritik überschreitender Weise ausgesprochen. In zwischen-den-Heilen-gewandelten Bemerkungen klingt die Drohung hervor, mit unangenehmen Lehren „proletarische Kämpfe“ zu halten. Auf der Schülerzeitung war außerdem wieder der Name des Druckers noch der verantwortlichen Herausgeber verzeichnet.

Die Anklage erhebt aus einzelnen Sätzen „Verächtlichmachung der christlichen Kirche“ (Herausnahme des Religionsunterrichts aus den Fortbildungsschulen war eine der Forderungen der Schülerzeitung). Schließlich ist aus manchen Aufsätzen „Widerstand gegen die Staatsautorität und ihre Organe“ entnommen worden.

Die Angeklagten sind sämtlich Mitglieder der Kommunistischen Partei und mit Ausnahme des Herzog auch des Kommunistischen Jugendverbandes. Herzog soll den Schülern bei der Verbreitung ihrer Tat (bei einer Hausdurchsuchung in S. 8, 10 — wo die fotografierten Blätter hergestellt wurden) geholfen haben. Er selbst will nur eine Tasche mit belastendem Material aus dem Hause nach Südfertal getragen haben — ohne den Inhalt der Tasche zu kennen.

Der Angeklagte Götter gibt zu, Aufsätze über „Mißstände“ usw. für die „Arbeiter-Zeitung“ bzw. deren Jugendbeilage geschrieben zu haben — nur einmal aber sei einer seiner Artikel für die „Note Buche“ geschrieben worden. Ueber die Herausgeber verweigern alle die Auskunft. Sie setzen zur Unterstützung der Zeitschrift gekommen, weil sie in der

Verhandlung durch einige Lehrer — die auch namentlich angegriffen wurden — Urfachen zur Kritik-mischung hatten.

Die will nichts mit der Schülerzeitung zu tun gehabt haben, er sei lediglich Mitglied des Mannheimer Erwerbslosenvereins gewesen und will dadurch einen Schlüssel zu dem Schrank gehabt haben, in dem auch Schriftstücke der Bezirksleitung der Kommunistischen Jugend aufbewahrt waren. Jed hat nur einmal die Zeitschrift verteilt. — Im Übrigen verweigert auch er die Auskunft.

Nach der Einvernahme der Angeklagten wurde eine Pause von 20 Minuten eingeschoben.

Nach der Pause wurde als erster Zeuge der Direktor der Gewerkschule H. Baumgartner, vernommen. Ihm sind in größerer Zahl Klagen wegen politischer Betätigung von Lehrern und Prügelstrafen nicht zu Ohren kommen. Die durch die Schülerzeitung gerügten Einzelfälle trugen sich in der Goldschmiedeschule unter Direktor Müller zu.

Die Beweisanträge des Verteidigers H. Dr. W. Ludwigshafen, die politische Betätigung und Jüchtigung von Schülern unter Beweis zu stellen, wurden vom Gericht nach kurzer Beratung abgelehnt, bzw. zum Teil als wahr zu Gunsten der Angeklagten unterstellt. Darauf begann die Vernehmung der mit der Voruntersuchung beauftragten Mannheimer und Forstheimer Kriminalbeamten.

Die Verhandlung dauert bei Redaktionschluss noch an.

Schwurgericht Frankenthal

Beleidigung durch die Presse.

Wie die letzte, so hat auch diese Schwurgerichtsperiode einen Prozeß mit politischem Einschlag. Vor den Schranken des Gerichts in Frankenthal stehen der aus mehreren Prozessen bekannte 33jährige Schriftsteller Stephan Heymann, der 33jährige Schriftsteller Hans Schiff (beide aus Mannheim) und der 33jährige Schriftsteller Herbert Müller aus Ludwigshafen am Rhein.

Die Anklage lautet gegen Heymann auf Able Rede, gegen die beiden Mitangeklagten wegen Beleidigung durch die Presse. Die Anklageschrift legt dem Schriftsteller Heymann zur Last, in zwei Artikeln in der Mannheimer Arbeiterzeitung in Able Rede gegen die Art der Berufungsverhandlung der Kullinfabrik vom 14. 7. 39 in Sachen Dehler-schlager beim Landarbeitsgericht in Frankenthal

Stellung genommen zu haben. Er habe u. a. dem Vorsitzenden, Landgerichtsrat Rott, wiederholt ungeschicklich und partielle Fragestellungen und Entscheidungen vorgeworfen, und diese mit Ausdrücken wie „brutaler Synkretismus“ und „standaltes Urteil“ bezeichnet. Schriftsteller Müller hat sich über beleidigende Äußerungen in drei Artikeln der gleichen Zeitung zu verantworten. An einer Stelle heißt: „Diese Prozedur im Stile eines Inquisitionsgerichts erinnerte an die schlimmsten Zeiten bayerischen Ausnahme- und Volksgerichts. Sie ist aber nur möglich durch das verfehlte Arbeitsgerichtsgezet, das der Klassenjustiz jede willkürliche Freiheit gibt, den Arbeiter jeden Rechts zu berauben“. An einer Stelle heißt es: daß der Vorsitzende seinen Kronzeugen schätze. Der dritte Angeklagte, Schriftsteller Schiff rügte in einem von ihm gezeichneten Artikel die einseitige Stellungnahme.

In der Voruntersuchung bekennen sich die Beschuldigten zu der presserechtlichen Verantwortung der aufgeführten Zeitungsartikel. Schiff gibt auch zu, den Artikel „Streikrichter vom Frankenthaler Prozeß“ selbst geschrieben zu haben. Nach Erscheinen des Verteidigers und vor Beginn der Verhandlung beantragte der Verteidiger Rechtsanwalt Dr. W. Ludwigshafen die Ablehnung der drei ritzlichen Mitglieder, und zwar des Vorsitzenden, Landgerichtsdirektor Dr. Giltz und der beiden Beisitzer Lehmann und Ober, mit der Begründung der Befangenheit durch die gemeinsame berufliche Anknüpfung an ein und dem gleichen Gericht mit Landgerichtsrat Dr. Rott und durch die persönlichen Beziehungen.

Nach dreierseitiger Beratung gab der Vorsitzende die Ablehnung dieses Wunsches bekannt. Daraus erfolgte die Vernehmung des Angeklagten Müller, der ausfragt, den Artikel in Nr. 105 der „A. Z.“ bearbeitet und druckreif gemacht zu haben, während er den Artikel in Nr. 108 erst dann gelesen haben will, nachdem er bereits schon in der Presse war.

Auf Befragen verzichtet der Staatsanwalt auf die übrigen Zeugen. Der Verteidiger beantragt die Ladung eines weiteren Zeugen. Das Gericht lehnt das ab. Nach Abschluß der Zeugenansfragen beantragt der Staatsanwalt für jeden der Angeklagten drei Monate Gefängnis, Tragung der Kosten, ferner das Recht, für den Beleidigten, das Urteil in vier Zeitungen auf Kosten der Angeklagten zu veröffentlichen. Außerdem will der Staatsanwalt die restlichen Zeitungen mit dem Beleidigungsartikel konfiszieren und die noch bestehenden Exemplare vernichten lassen.

Die eingehende Verteidigungsbrede des Dr. W. Ludwigshafen in dem Antrag auf Freisprechung für Schiff und eine wesentliche niedere Verurteilung für Heymann und Müller als die vom Staatsanwalt beantragte.

Am 20.10. erfolgte die Urteilsverkündung und zwar erließen Heymann einen Monat Gefängnis, Müller zwei Monate und Schiff 2000 Mark Geldstrafe oder 30 Tage Haft. Die Urteilsverkündung muß innerhalb sechs Wochen in den vier verschiedenen Zeitungen erfolgen.

Nachträgliches zu einer Gerichtsverhandlung in Freiburg

Am 14. Oktober verurteilte das Schwurgericht Freiburg den schon vielfach verurteilten Rechtsanwalt Schöfer und ihm und dem Kaufmann Goller aus Owen wegen Betrugs und Urkundenfälschung unter Einrechnung von Gefängnisstrafen, die die Amtsgerichte in Hechingen und Denzlingen über die beiden verhängt haben, zu Gesamtschuldigkeitsstrafen von einem Jahr vier Monaten und einem Jahr 10 Monaten. In dem Bericht war behauptet worden, daß Goller die Fälschungen auf Anraten des Direktors der Bauernbank in Reutzbach vorgenommen haben wolle und daß dieser das in Abrede gestellt habe. Goller und sein Verteidiger erklärten dazu, daß sie sich nie dazwischen verhalten hätten und daß von ihnen der Direktor der Bauernbank in Reutzbach in keiner Weise in das Strafverfahren hineingezogen worden sei, weil eine Verurteilung dazu nicht bestand und weil sein Verhalten in jeder Weise korrekt gewesen sei. Von anderer Seite wird dazu erklärt, daß der Direktor der Bauernbank in Reutzbach die gefälschten Urkunden geprüft habe und dabei die Fälschungen vermutet habe. Er habe aus diesem Grunde den betrogenen Landwirt veranlaßt, die Sache gerichtshändig zu machen, so daß durch sein Vorgehen die Entlarvung der Betrüger ermöglicht wurde.

Kerze dürfen inserieren

Eine wichtige Entscheidung wurde am Samstag vom Mainzer Amtsgericht gefällt. Ein Spezialarzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten unter Anklage, durch fortlaufendes Inserieren und sonstige Maßnahmen sowie durch Anpreisung von Verträgen sich gegen den Paragraphen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten strafbar gemacht zu haben. Die Anklage wurde unterstellt durch den Stadtmittel-Direktor Rosenaupt-Mainz. Das Gericht entschied dahin, daß das Inserieren, wenn es auch im Gegensatz zur Standesliste der Kerze stehe, nicht als unlauterer Wettbewerb zu bezeichnen sei. Das Gericht kenne keine Maßnahmen gegen das Verhalten des Arztes, der mit dem Inserieren nur unbenutzene Elemente, wie Kurpfuscher, habe ausschalten wollen. Die Auffassung, daß beim Inserieren der Kerze eine strafbare Handlung vorliege, sei für das Gericht nicht haltbar. Das Inserieren sei eine Angelegenheit, die die Kerze unter sich anzuhängen hätten. Von rechts wegen dürfe einem Arzt das Inserieren nicht verboten werden.

Sicherheit, Pünktlichkeit, Vertrauen
... bedeuten diese Zeichen



Diese Zeichen bedeuten: Dienst am Kunden. Überall stehen die roten Dapolinpumpen, überall gibt es STANDARD MOTOR OIL

... sie versinnbildlichen eine weltumspannende Organisation, deren Name in jedem Lande das Vertrauen der Millionen Kraftfahrzeugbesitzer genießt ... sie versprechen und halten täglich, daß Ihr Geschäftsauto stets pünktlich ans Ziel und Ihr Privatwagen jederzeit sicher an seinen Bestimmungsort gelangen wird, wenn der Motor mit DAPOLIN, dem kompressionsfesten Betriebsstoff, und STANDARD MOTOR OIL, dem zuverlässigen Autoöl, arbeitet.

DEUTSCH-AMERIKANISCHE PETROLEUM-GESELLSCHAFT
DAPOLIN · ESSO · STANDARD MOTOR OIL

Hermann Sachse
Dekorationsmaler
Werksstätten für
Maler- u. Tüncherarbeiten
Mannheim / R 7 Nr. 23
Gegr. 1890 - Telefon 26625 - Gegr. 1890

Gebr. Jänecke & Fr. Schneemann
K.-G. o. Akt. Hannover
Feraruf. 69941
Schließfach 36
Drahtschiff, Mantschee
Hochwertige schwarze und bunte
FARBEN
für alle Drucktechniken und Maschinensysteme
Spezialitäten:
Ideal-Offset-u.
Astral-Tiefdruckfarben
Druckhilfsmittel:
Pfirnlase / Walzenmasse
Vertretung und Lager: Becker u. Schnelder
Offenbach a. M., Domstr. 73, F. 8 24 85
Vertreter für den Freistaat Danzig:
Ed. Schimmel, Danzig, Dominikowall Nr. 8

Maschinenfabrik Kempwerk, Nürnberg
Hochwertige Sondererzeugnisse
Alle Maschinen, Apparate und Utensilien für Stereotype, Galvanoplastik, sowie Atzerei und Buchdruck
Verhüttung sämtlicher graphischer Metalle
Die Druckerei dieser Zeitung ist u. a. mit Maschinen des Kempwerkes ausgerüstet und arbeitet mit dessen Materialien

TULIPAN UND DIE FRAUEN

Roman von Hermann Eris Busse

Copyright by Hermann Eris Busse, Berlin - Otmarsdorf

Regine kam fast täglich heraus; denn Tobias wurde immer rastloser, ungeduldiger, je näher der Tag der Vollendung zuging. Er schaute sich nach einem Feind und nach einem Abflughilf all der heillosen, von hundert Zufälligkeiten, Vannen, Schnauern, Zweifel, Vermutungen und Fiebern erfüllten Frühlingstagen.

Die Wärter kamen schon insdram, das Geschäft blühte gleichwohl. Lina hatte geheiratet und drei Tage nach der Trauung prompt sein Bündchen bekommen. Die Frieda strahlte nur noch, sie schaffte richtig und sprach wenig. Mit Barbara geklärte sie gut, denn die Aise ließ sich Großmutter heißen von dem Paar und behielt das braune Kind als Enkelin. Der Josef schalt über all die Dummheiten, die ringsum passierten, schüttelte sich aber sonst wohl. Er kuckte jetzt noch zwei blattgrüne Vegetation und gab ihnen täglich ein Duzend Bauern- und Wetterregeln zu lernen auf. Die Büchlein, aufgeweckte Dorfknaben, hielten sich gut an. Nichts Schlimmes widerfuhr Tulipan, seit er Regine liebte. Und doch mochte eine gewisse Unzufriedenheit an ihm, Wünsche ohne Namen und Bahn regien sich in seiner Brust; er verlor in Träumen, am liebsten Tag über einen Gedanken gequält; er spähte in die Ferne, als erwartete er etwas, und ging enttäuscht am Abend schlafen. In seinem Gemüt herrschte ständige Verwirrung, dem Substrat gleich. Er kam nicht dahinter, so oft er auch eindringlich in sich forschte, er kam nicht dahinter, was ihn beunruhigte und quälte.

Regine verbrachte er vorzüglich seine innere Wandlung vom Wurzelfest zum freibeweglichen Saisel am Klüßeligen; denn allmählich war der Betrieb um ihn, so wechselvoll die Dinge schienen. Er sah immer denselben Horizont, dieselben Beschäftigten, die gleichen Pflanzen in langamer Ordnung ihm ins Auge fallen, Bild werden, Begriff, Einförmigkeit.

Er wußte plötzlich, daß er an Herannah litt, namentlich wenn er an das Paar Tobias und Regine dachte, daß in wunderlich wechselnden Bildern schwelte, das in gemächlicher Weichheit der reichen, gebildeten Leute keine kleinlichen Grenzen des Schönen zu finden brauchte und den leuchtenden Blicken vieler Wünsche und Sehnsüchte nachgeben konnte und Erfüllung fand, indem es die neulich und launisch fortrollenden einkolte und in Weisheit nahm. Reid war es nie und nimmer, was Tulipan an die beiden denken ließ, er träumte sich nur gern unter den leuchtenden Himmel, die süßliche Ferne näherte seine Wünsche; er wünschte sich wandernd in die heißen Ebenen und Kamine der römischen Campagna zu den Hirtin; er brauchte häufige Schuhe und schlichte Herbergen, leichte, süßliche Bandweine und melancholisch einladende oder herb anmutige Liebeslieder, um seine Wanderfreude und Sinned-

lust zu nähren. Sein Dusch ging nur nach freiem, ungebundenem, auf sich selbst gestelltem Leben, das nicht ohne Abenteuer sein durfte, aber gänzlich ohne Luxus. Undenkbar war er noch durch seine Leidenschaft gedrückt, wenn sie auch sehr vor Einseitigkeit und Debe.

Er lag nach solchen Gedanken sich oft um in seinem Kissen, als läge er an einem plötzlichen von ihm wachenden Ding halt. Regines Liebe blühte wie die Blumen und die Feinschmucke ringum, selbstverständlich, klar und unentwegt. Sie war ihm blind und voll zugleich. Sie fand von Anfang an in den Wärtern, so selbst in den jetzt noch unruhigen und nichteren Räumen des neuen Hauses, als gehörte das zu ihr oder sie zu dem alten. Die Worte nicht, es über nichts die Lage, natürliche Erscheinung ihres Wesens. Tobias hatte dieses Wesen bald ausgetastet. Es lockte sich, immer wieder darin zu leben, aber nicht immer reizte es ihn, oft sträubte er sich leicht dagegen, wie man sich sträubt, in der immer gleichen, immer sinnvoll leidenschaftlichen, sinnvoll gehaltenen, sinnvoll lebendigen und gottfrommen Bibel zu lesen. Man will nicht heiß nur erbaute oder nachdenklich oder gedemütigt erwiderte vor seinem Selbst stehen, man will nicht heiß in demselben Spiegel des gleichen Bild sehen, das Wort ist für den Alltag und dem Beschaulichen die natürliche Wahrschick; aber er, Tulipan, konnte und konnte sich nicht nur an diesen kräftigen, wärsigen, gleichmäßigen Geschmack halten, er wollte sah und hinter, weich und hart kosten und wollte Wechsel.

Es würde später einmal, wenn er gealtert wäre, in ihm schon heißen müssen: „Dall lebt still und ist kein Brot, sich da, aber erdet ist das Feld, hätte und alle die Frucht; denn andere wollen davon leben und Reime treiben und aus den Fellen schelten.“

Er rechte dann, sobald er daran dachte, die Arme, die halb befestigt, halb noch voll geheimen Jovnes über die Gärten und die Arbeit, die er getan, und ließ, die Unruh kam dem Herz aus dem gährenden Blut zu treiben, weit in der Gegend herum, Nächte durch und halbe Morgen.

Wenn einmal Regine neben ihm schlief, die würde sich schon bedanken, so oft allein in der Schlafkammer liegen zu müssen.

Überhaupt wurde das alles ganz anders. Die letzte ihren blonden, stolzen Kopf über ihn und regierte. Da konnte er manchmal sein blaues Wander erleben.

Wenn Tulipan aber auf diese Gedanken gekommen war, hatte sie seit jedemmal von neuem wozu und fühlte die Miße, wolle Liebe zu Regel folgen in sein Herz, er lachte sich aus, so laut und schallend, daß es vom Echo zurückkam und die Wägel erschreckt von den Bäumen flatterten.

Dann tänzte er sich ein Band im Blick Schritt pflegend beim und schrie der Wägen betere Kreis. Nur solche bekam sie von ihm. Das Durstige, Traurige, Dunkle und Brausende konnte er ihr nicht schreiben, er wußte, dem würde sie gram sein, und hielt es auch für gewiß, daß sie sich vornehmen würde, dieses romantische Selbstbesahren und grollame Gleichheitsfesseln aus seinem Innern zu lösen, und daß ihr das vielleicht gelingen würde. Doch Tulipan wollte es nicht miten, das war die Domäne seiner Feilschen, wenn auch zumellen trübten Begriffsstellen. Wenn er nicht mehr befehlen sein durfte von irgendeinem Wägen, einer Schmecht, dann brachte er sich und Tod und Gut um den Goldband kleberboreger Stimme.

Dann konnte er wohl einmal schmerzhaft werden und Unheil aarichten mit dem Dackel oder konnte tränkungs werden vor lauter eingebliebenen, verheißenen Träumen. Nein, sie mußte ihn lieben, wie er sich war. Sollte sie keine Angst, ihm zu verhalten und zu verenden?

Ja, sie schmecht in gar nicht von ihm. Weiter war er sich ihr zum Befahren sah in und dort in gegangen hatte dies und das ihr an den Augen abgelesen und getan. Das Träumen und Schäumen, gewiß, das mochte sie vorüber bei einem Mann in seinen reifen Jahren...

Regine kam und lächelte mit einem einseitigen Blick sein Bündchen ein in ihren schöngefärbten, feinen Ring und damit ihn feder voll und ganz. Ihre süße Hand hielt das heiße Kreisel hinter seiner Stirne an, ihre Stimme sagte ihm mit jedem klingenden Wort, wie viel und reich er nun in seines Lebens Mitte treten konnte. Hinweg mit den Wandlungen und Wägen draußen vor wechselnden und schwindehenden Bildern, sie formten keinen starken, nur einen nachschönen Jähling.

Wie die geilen Schöke der Echausicht auf den Wägen und bleibe, bleibe!

Die Erde hält dich fest, Regine, auf der Braunen saiten Schöke, das Band zwischen Wägen, Halb und Himmel, die süße Bergeshöhe über der kartlichen Stadt, die süße Frühlingstanne, die den dünnen Unkrautwald des Herbstes in nähere Nähe verwandelt, das tröstliche Herbstfeuer, das nach der Erde den Duft von den abgeräumten Feldern in warmen und wärsigen Rauch löst.

Ich die Frau, die Frau!
Er hätte vor Regine niederfallen mögen im Gelächter seiner Schicksalsrechnung durch sie. Und er war glücklich nach dem Kampf und Zerkung solcher Stunden, sobald sie bei ihm war. Doch er hielt an sich und vertiet sich nicht.

Mit schwellender Kraft umfing ihn das Wesen dieser Frau, die schwermütigen Vertrauensverhältnisse sein Gemüt, je öfter sie herauskam. Sie war nun nahezu ganze Tage auf dem Weg. Im neuen Haus vollendete sich alles. Richtig war es schicklich, Neben Morgen kamen Fahren von Wägen, Einrichtungsfragen, Geräten darauf, und mittags schafften Tulipan und Regine an der Gestaltung ihres Heimes, sie redeten sich selten wie andere Liebes-

leute; sachlich better, kräftig hoben, rühten, probierten, nagelten, planten und verworfen sie.
Nun durften sie doch im Sommer noch Dachtel machen, viel früher, als Tulipan geglaubt hatte. Er konnte den Tag kaum mehr erwarten, da sie zum erstenmal mitkommen geschlafen hatten, richtig aufgewacht waren und nach gutem Frühstück durch ihr Bestium schritten, erlich vom Warm und der Linnung freier Wägen und widerpendeliger Dinge.
Dieser Wägen an dem Morgen und diese trobe Luft am Talein!

Dann, ganz tief im Blut, hochhalt hartnäckig kam aber doch eine schmälende Stimme nicht zur Ruhe; wie klein machst du dich, wie gefangen, wie sat.

Diesen Wägenimpulsen lauschte Tulipan nicht nach, sie kamen nur noch wie das Nachzucken eines längst vergangenen Wägers zu ihm und schrien ihn kaum. Nur mußten sie nicht in den Abend zu spielen, überfielen ihn im Schlaf nachher die schlimmen, kinobalt stürmenden Bilder der Fremde und Anklagen seine glückseligende Seele mit ihrem eukunien, eukunien Bespiel. Und immer mit zerlegten Wägen, wunden Fäßen und verfallenen Koll ging er Hungria darin, abgleich alle von Frühling krochte, es fror ihn, wenn auch die Blut des Lebens um ihn stürzte.
Er schlief und froh, der Jagd entronnen zu sein, fand er morgens auf und schaffte sich wieder frisch.

Der Sommer war einem Rausche gleich, bestimmunglos erfüllt von Duft, Meile und goldener Schwere. Tulipan schüßte keine Tage mehr. Ihre Schwüle und Hitze und die heiligen Wägen, ihre schattenarme Länge, der kurze, heiße, ungelächte Nächte folgten, berührten ihn nur wenig. Ueber solche Eigenschaften hatte er gar keine Zeit nachzudenken; das Haus stand fertig auf der Höhe, die Räume voll Wandzeit, die Decke durchdrungen vom silbernen Wasserstrahl aus tierlichem Majoika-brunnen, und eine weite, klare, vornehmliche Größe und Einfachheit bederrichte Gänge, Stuben und Terrassen.

Hinterm Haus lag der große Wellenhof mit Obhäusern bestaun und eine prächtige Schanzwiese für die Dähnerwägen. Geradezu feindlich hand das Dähnerhaus da, dessen turmartiges Obergeschoss einen Taubenstich bildete. Dieses Oberhaus der Hausdägel war schon reich belebt, vier stolze Wägen gruppierten sich um vier kartliche Wägen verschiederer tollerter Rollen. Zwei Traubenhäuser tollerten umher, ein großer Wägen schützte auch nicht, dazu die Gänge, für die ein Weiber angekauft wurde, wo die kräftige Quelle entsprang. Die Tauben waren schon ganz schön und stolzen Regine auf Hände und Schultern, wenn sie sich nur leben ließ. Sie strahlte und lachte, wenn sie den Wägen in das Wellenrevier legte, und redete mit den Dähnern wie zu ihrem Volk die Wägen. Tulipan erfand immer neue und wichtige, liebenswürdig poetische Bemerkungen, wenn er mit ihr durch das seltsame Reich ihrer Liebhaber ging.
(Fortsetzung folgt.)

MAGGI'S

Fleischbrüh-Würfel

Zur Bereitung von Kochbouillon.
Sie sparen dadurch das teure Suppenfleisch

Vermietungen	Miet-Gesuche	Laden	Suche
<p>3 und 4 Zimmerwohnung in Neubauanlage, gut ausgestattet, 3000. Miete, 1000. Miete, 1000. Miete, 1000. Miete. Tel. 2345</p> <p>2 Zimmer u. Küche in ruhiger Straße, 1500. Miete. Tel. 3456</p> <p>2 Zimmer-Wohnung mit Balkon, 1200. Miete. Tel. 4567</p> <p>2 Zimmer, Küche in guter Lage, 1800. Miete. Tel. 5678</p>	<p>leeres Zimmer in ruhiger Straße, 1000. Miete. Tel. 6789</p> <p>1 Zimmer und Küche in guter Lage, 1500. Miete. Tel. 7890</p> <p>1 leeres Zimmer in ruhiger Straße, 800. Miete. Tel. 8901</p>	<p>Laden in guter Lage, 500. Miete. Tel. 9012</p> <p>früher möbl. Zimmer in ruhiger Straße, 1200. Miete. Tel. 0123</p>	<p>Suche leeres Zimmer, 1000. Miete. Tel. 1234</p> <p>Suche 2 Zimmer-Wohnung, 1500. Miete. Tel. 2345</p> <p>Suche 1-2 Zimmer u. Küche, 1200. Miete. Tel. 3456</p>

„Soeben angekommen!“

Scheinen mich ja noch zu kennen – Serienmann mit den berühmten drei Preisen? Richtig! Prominente vergißt man auch nicht. Aber erst ein Taxi, hab' ja furchtbar zu schleppen. Hallo! – Zu KANDER? Jawohl, aber schnell. So, also ich habe wiederum ganz große Sachen mitgebracht, bin gleichsam mit Lieberaschungen geladen, die jede Ihrer Vorstellungen übersteigen werden. Ganz Mannheim wird von mir sprengen. Morgen beginnen die

Serien-Tage bei KANDER

Ein Büro
mit Tel. 100. Miete, 1000. Miete.
Tel. 1234

Wohnung
in guter Lage, 1500. Miete.
Tel. 2345

4-5 Zimm.-Wohnung
in sehr guter Lage, 2000. Miete.
Tel. 3456

3 Zimmer-Wohnung
in guter Lage, 1800. Miete.
Tel. 4567

